

E 6594 F

DENKMALPFLEGE IN BADEN-WÜRTTEMBERG

NACHRICHTENBLATT DES LANDESDENKMALAMTES • 2/1998



27. JAHRGANG
APRIL - JUNI 1998

Inhalt

Franz Meckes	Zum Thema: Umnutzung	53
	INDUSTRIEBRACHEN MIT ZUKUNFT	55
Bernhard Laule	Die Rahmenplanungen zum Gewerbepark Neckartal Die ehemalige Pulverfabrik bei Rottweil	56
Johannes Wilhelm	Die ETTLIN-Spinnerei Nahtlose Umnutzung eines Industriekomplexes zu einem Dienstleistungszentrum	61
Eckart Hannmann	Umbau der ehemaligen Waffen- und Munitionsfabrik in Karlsruhe zu einem Kunst- und Medienzentrum	66
Eckart Hannmann	Umbau des ehemaligen Sinner-Malzlagers zu einem Bürogebäude	69
Ute Fahrbach-Dreher	Mosbach, Alte Mälzerei wird Stadthalle	72
Bernhard Laule	Vom nutzlosen Eiskeller zur modernsten Kletterhalle Deutschlands	74
Judith Breuer	Rommelmühle in Bissingen Getreidemühle wird ökologisches Kauf- und Wohnhaus	78
Günter Kolb	Ulm, Römerstraße 21 Umbau eines Fabrikgebäudes in Wohnungen	81
Ute Fahrbach-Dreher	Höpfingen, Ziegelei wird Gesamtkunstwerk	84
Gertrud Clostermann	Das Rheinstahl-Werk in Stuttgart-Feuerbach Eine Zwischennutzung als Containerdorf	86
Frank T. Leusch	Der Schlachthof Konstanz wird Bibliothek der Fachhochschule	89

Titelbild

Karlsruhe. Das frühere Malzlager der Brauerei Sinner an der Durmersheimer Straße; heute Sitz von Teilbereichen der Hochschule für Gestaltung (HfG) und der Karlsruher Außenstelle des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg.

DENKMALPFLEGE IN BADEN-WÜRTTEMBERG · Nachrichtenblatt des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg

Herausgeber: Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Mörikestraße 12, 70178 Stuttgart · Verantwortlich im Sinne des Presserechts: Präsident Prof. Dr. Dieter Planck · Schriftleitung: Dr. S. Leutheuser-Holz · Stellvertreter: Dr. Christoph Unz · Redaktionsausschuß: Dr. H. G. Brand, Dr. J. Breuer, Prof. Dr. W. Stopfel, Dr. M. Untermann, Dr. P. Wichmann, Dr. J. Wilhelm · Produktion: Verlagsbüro Wais & Partner, Stuttgart · Druck: Konradin Druck, Kohlhammerstraße 1-15, 70771 Leinfelden-Echterdingen · Postverlagsort: 70178 Stuttgart · Erscheinungsweise: vierteljährlich · Auflage: 20 000 · Gedruckt auf holzfreiem, chlorfrei gebleichtem Papier · Beim Nachdruck sind Quellenangaben und die Überlassung von zwei Belegexemplaren an die Schriftleitung erforderlich. Bankverbindung: Landesoberkasse Stuttgart, Baden-Württembergische Bank Stuttgart Konto 10 54 633 100 (BLZ 600 200 30). Verwendungszweck Kap. 0704, Titel 119 48.

Bei allen Fragen des Bezugs, z.B. bei Adressenänderung, wenden Sie sich bitte direkt an Frau Glass-Werner (Tel. 0711/1694-549, vormittags).

Konrad Freyer	Das „Tollhaus“ in Karlsruhe Von der Viehmarkthalle zum soziokulturellen Zentrum	92
Hermann Diruf	Schlachthof in Bruchsal wird Einkaufszentrum	94
	KASERNENBAUTEN FÜR ZIVILE NUTZUNGEN	97
Hans-Jakob Wörner	Das Ihlenfeld-Areal in Offenburg Von der Kaserne zum Kulturzentrum	98
Judith Breuer	Bäckereikaserne in Ludwigsburg Vom Proviantlager zu Hotel und Tagesklinik	100
Judith Breuer	Reinhardt-Kaserne in Ludwigsburg wird Film- und Medienfabrik	103
Frank T. Leusch	Die Klosterkaserne in Konstanz und ihr Umbau zur Polizeidirektion	105
Friedrich Jacobs / Petra Wichmann	Das Lazarett in Donaueschingen wird zu einem Wohnquartier	108
Frank T. Leusch	Die Umwandlung der Konstanzer Jägerkaserne zu einem Studentenquartier	112
Karl-Friedrich Ohr	Das ehemalige Festungslazarett in Rastatt wird zentrales Archäologisches Fundarchiv	114
Jutta Ronke	„Steh fest mein Haus im Weltgebraus“ Zur Ausstellung der Stadt Aalen und des Landesdenkmalamtes	116
	Tagungsbericht	119
	Buchbesprechungen	120

Tag des offenen Denkmals in Baden-Württemberg 1998

Eröffungsveranstaltung
Samstag, 12. September 1998
Bad Buchau (Kr. Biberach)
Kurzentrum
Großer Saal
Beginn: 11 Uhr

Programm:

Begrüßung
Bürgermeister Harald Müller, Bad Buchau

Ansprachen
Wirtschaftsminister Dr. Walter Döring MdL
Prof. Dr. Dieter Planck, Präsident des Landesdenkmalamtes

Vortrag
Dr. Helmut Schlichtherle
Zu neuen Entdeckungen im Moor und archäologischen Reservaten
im Federseeried

Im Anschluß Besichtigung der Ausgrabungen steinzeitlicher Häuser und bronze-
und eisenzeitlicher Bohlenwege neben dem Moorbadzentrum

Gegen 13 Uhr Gelegenheit zum Mittagessen im Festzelt beim Federseemuseum

Nachmittagsexkursion
14.30 – 17 Uhr: Busexkursion um den Federsee mit der Besichtigung
der laufenden Ausgrabungen und des sich im Aufbau befindlichen Freilichtmuseums
beim Federseemuseum

Schauplatz der zentralen Eröffungsveranstaltung am Samstag, dem 12. September 1998, ist die Stadt Bad Buchau am Federsee in einer Region, die mit ihren Feuchtbodensiedlungen der Jungsteinzeit, der Bronzezeit und der frühen Keltenzeit zu den bedeutendsten archäologischen Fundlandschaften Europas gehört. Das Landesdenkmalamt führt seit 1980 Ausgrabungen im Federseemoor durch, seit 1996 werden in der Nachbarschaft des Moorbadzentrums Bohlenwege aus dem 1. vorchristlichen Jahrtausend und Häuser der späten Jungsteinzeit freigelegt.

Tag des offenen Denkmals **Sonntag, 13. September 1998**

Zum 6. Mal findet bundes- und europaweit der Tag des offenen Denkmals statt. Im gesamten Bundesland Baden-Württemberg werden wieder zahlreiche Denkmale geöffnet sein, die sonst nicht oder nur bedingt besichtigt werden können: eine günstige Gelegenheit, über die Arbeits- und Vorgehensweise der Denkmalpflege und des Denkmalschutzes in Baden-Württemberg anhand ausgewählter Projekte zu informieren.

Einladungen zur Eröffungsveranstaltung am 12. September 1998 in Bad Buchau (mit genauem Programm und der **Anmeldung** für die Busexkursion) sowie die Informationsbroschüre der Aktionen des Landesdenkmalamtes, denen sich ein Überblick über die zahlreichen Veranstaltungen am Tag des offenen Denkmals in Baden-Württemberg anschließt, sind erhältlich über:

Landesdenkmalamt Baden-Württemberg
Referat Öffentlichkeitsarbeit
Mörikestraße 12, 70178 Stuttgart
Tel. 07 11 / 16 94 – 9 · Fax 07 11 / 16 94 – 513

Zum Thema: Umnutzung

Franz Meckes

Gebäude und ihre Nutzungen unterliegen gesellschaftlichem Wandel und den Veränderungen wirtschaftlicher Strukturen. Dies führt in der denkmalpflegerischen Praxis immer wieder zu neuen Herausforderungen. Dabei ist die Thematik der Umnutzung von Kulturdenkmalen nicht neu. Auch in früheren Zeiten hat man es verstanden, die überkommene Bausubstanz durch geeignete neue Nutzungen, die mit dem Charakter der Bauwerke in Einklang zu bringen waren, sinnvoll zu erhalten.

Beispielhaft ist dies am ehemaligen Zisterzienserklöster in Maulbronn zu belegen, dem bislang einzigen von der UNESCO ausgewiesenen Weltkulturerbe in Baden-Württemberg. Die herausragende Klosteranlage blieb nur deshalb von den Auswirkungen tiefgreifender Umbauten bewahrt, weil infolge der Reformation der Herzog von Württemberg das große Männerkloster in eine evangelische Klosterschule umwandelte und so einer neuen Bestimmung zuführte. Auch die Adaption des landwirtschaftlichen Großbetriebes durch die herzogliche Verwaltung ermöglichte die Erhaltung und langfristige Pflege der zahlreichen Nebengebäude. Aber auch in den folgenden Jahrhunderten verhinderte die sprichwörtliche Sparsamkeit der Württemberger alle baulichen Eingriffe, die anderenorts durch barocke Baulust so nachhaltige Veränderungen hervorbrachte. Von den 750 mittelalterlichen Klöstern des Zisterzienserordens in Europa ist damit Maulbronn dasjenige, das seine bauliche Gestalt am vollständigsten und reinsten überliefert.

Auch in der Zeit nach der Säkularisation konnte eine Vielzahl von namhaften, hochrangigen Bauanlagen durch das bedachte Einbringen von gebäudeverträglichen Neunutzungen als materielle Geschichtszeugnisse erhalten bleiben, wie z. B. die ehemalige Zisterzienserabtei Salem als Schloß der Großherzöge bzw. der Markgrafen von Baden, die ehemalige Zisterzienserabtei Schöntal als evangelisch-theologisches Seminar, das ehemalige

Benediktinerkloster Großcomburg als Unterbringungsort für das württembergische Ehreninvalidencorps, Benediktinerkloster Blaubeuren als evangelisch-theologisches Seminar, die ehemalige Benediktinerreichsabtei Ochsenhausen als katholisches Waisenhaus und viele mehr. Für andere herausragende Baudenkmalen unseres Landes war jedoch eine vorübergehende Zwischennutzung oder das geduldige Zuwarten auf bessere Zeiten die beste Erhaltungsgarantie.

So konnten profanierte Klöster nach Jahrzehnten wieder ihrer ursprünglichen Zweckbestimmung zugeführt werden, etwa 1862 die Benediktinererzabtei Beuron, 1919 das Zisterzienserpriorat Birnau, 1921 das Benediktinerkloster Neresheim oder 1922 die Benediktinerabtei Weingarten.

Aber auch andere Bereiche waren und sind von Umstrukturierungen betroffen: Gebäude der Landwirtschaft und des Verkehrs, Industrieanlagen und Militärbauten. Diese Denkmalkategorien verlangen wegen ihres sehr speziellen Gebäudecharakters besonders sorgfältige Überlegungen zur Findung denkmalverträglicher Neunutzungen.

Gerade in den vergangenen Jahrzehnten bestand dringender Handlungsbedarf, um die vielen funktionslos gewordenen Bauwerke wieder einer wirtschaftlich tragfähigen, angemessenen Nutzung zuzuführen. Vor diesem Hintergrund hat die Landesregierung von Baden-Württemberg im Jahre 1987 entsprechend dem angewachsenen landespolitischen Stellenwert des Denkmalthemas das Denkmalnutzungsprogramm eingerichtet; insbesondere auch deshalb, weil man zu der Erkenntnis gekommen war, daß nur durch gezielte Förderung ein entscheidender Anstoß zur Rettung von herausragenden, aber akut gefährdeten Kulturdenkmälern möglich ist. Bei diesem Programm ging man von der Tatsache aus, daß es höchst unwirtschaftlich wäre, einerseits für teures Geld Bauten für Einrichtungen der öffentlichen Infrastruktur zu erstellen

und dafür wertvolle Siedlungsflächen zu verbrauchen und andererseits Denkmale mit hohem Bauunterhaltungsaufwand leer stehen zu lassen. Für Rathäuser und andere Behörden-einrichtungen, Veranstaltungsräume, Büchereien, Altenbegegnungsstätten, Jugendhäuser, waren beispielsweise Schlösser, Klöster, Kirchen, Keltern und Zehntscheunen häufig geeignet und konnten durch die Neunutzungen wieder mit Leben erfüllt werden.

Mit dem Denkmalnutzungsprogramm wurden die finanziellen Voraussetzungen für eine bedarfsorientierte Neunutzung von Kulturdenkmalen geschaffen. Die positive Bilanz aller Maßnahmen – 76 Objekte von kommunalen und freien Trägern sowie 12 landeseigene Baumaßnahmen – zeigt, daß eine sinnvolle, zeitgemäße Denkmalnutzung sehr wohl mit den konservatorischen Notwendigkeiten in Einklang zu bringen ist.

Kulturpolitisch besonders wichtig und unverzichtbar ist die Förderung der Denkmalinstandsetzung und Denkmalerhaltung durch Steuererleichterungen.

Die steuerliche Abschreibungsmöglichkeit nach § 7i EStG ist ein, wenn nicht der entscheidende, finanzielle Anreiz für Investoren, Kulturdenkmale für neue Nutzungen in-standzusetzen. An die politisch Verantwortlichen geht daher die dringende Aufforderung, die bisherige steuerliche Abschreibungsfähigkeit nach Umfang und Dauer beizubehalten.

Die Erfahrungen mit dem Thema Umnutzung belegen, daß das Spektrum möglicher Neunutzungen sehr viel größer ist, als man auf den ersten Blick annimmt. Bei der Vielfalt noch leer stehender oder unzureichend genutzter Gebäude unter Denkmalschutz sollen die folgenden Beispiele aus jüngster Zeit zeigen, daß es Möglichkeiten gibt, Umnutzungen zu finden, die für die Objekte verträglich sind.

Dipl.-Ing. Franz Meckes
LDA · Abteilungsleiter
Bau- und Kunstdenkmalpflege
Mörikestraße 12
70178 Stuttgart

Industriebranchen mit Zukunft

Industrieanlagen und Fabrikationsgebäude unterliegen einem starken Änderungsdruck durch sich stetig wandelnde Produktionsprozesse und immer kürzere Investitionszyklen. Dies gilt auch für die Industriebauten, die Kulturdenkmale sind. Es besteht die Gefahr, daß durch tiefgreifende Umbauten oder Entkernungen der Denkmalwert auf das äußere Erscheinungsbild reduziert wird. Ein Teil der historischen Substanz wird dabei den wirtschaftlichen Interessen geopfert.

Aufgrund der wirtschaftlichen Entwicklung der vergangenen Jahre wurden eine Reihe von mittleren und größeren Industrieanlagen völlig aufgegeben. Dies bedeutet für viele, auch namhafte Zeugnisse der Industrie- und Technikgeschichte unseres Landes eine existentielle Bestandsbedrohung.

Nachdem die Stadtentwicklungsplaner für ein – heute wieder als richtig geltendes – verträgliches Nebeneinander von Arbeiten und Wohnen eintreten, besteht für eine Anzahl von Industriebranchen eine Chance, durch sinnvolle Nutzungsmischungen den überlieferten Baubestand wieder zu aktivieren. Bauen im Bestand bedeutet, investieren in einer vorhandenen, bereits gestalteten Umgebung. Die innenstadtnahen Standorte weisen in aller Regel keine Erschließungsdefizite auf. Eine gute infrastrukturelle Anbindung der historischen Fabrikbauten stellt ein weiteres, nicht zu unterschätzendes Kapital dar. Insbesondere für Berufsgruppen mit Publikumsverkehr ist die gute Erreichbarkeit von größtem Interesse.

Manche Industriebauten überleben nach der Stilllegung nur in Ausnahmefällen quasi als „Nur“-Denkmal – wie die Ott-Pausersche Fabrik in Schwäbisch Gmünd als technisches Museum oder die vom Künstler Anselm Kiefer früher als Atelier genutzte ehemalige Ziegelei in Höpfigen. Nicht jedes Industriedenkmal kann jedoch einer kulturellen Nutzung zugeführt werden. Bestimmte Grenzen der Nachfrage sind schnell erreicht. Es liegt im Interesse der Denkmalpflege, wenn in den großflächigen Industriebauten durch sinnvolle Nutzungsmischungen kleine und mittlere Fertigungsbetriebe, Einzelhandelsgeschäfte und andere denkmalverträgliche Sondernutzungen untergebracht werden.

Fabrikanten legten im 19. und frühen 20. Jahrhundert Wert darauf, ihre Firmen durch ansprechende Architektur zu präsentieren. So besitzen die überlieferten Industriebauten durch ihr architektonisches Erscheinungsbild oftmals einen hohen Imagewert. Auch heute sind diese Zeugnisse der Industrie- und Technikgeschichte nach einer denkmalgerechten Instandsetzung und Modernisierung eine gute Adresse für die Unternehmen. Produzierende kleinere Betriebe und Werkstätten sind sich des Imagegewinns durchaus bewußt und investieren deshalb in Industriebranchen.

Erforderliche Veränderungen behutsam einzufügen, bringt nicht nur denkmalpflegerischen, sondern auch ökonomischen Gewinn. Die Nutzflächen in den sanierten Denkmalobjekten haben in aller Regel sehr gute Vermarktungschancen bei überdurchschnittlichen Verkaufserlösen oder Mieteinnahmen. Die sanierte, denkmalgeschützte Altbausubstanz läßt sich trotz hoher finanzieller Investitionen kostendeckend bis gewinnbringend vermarkten.

Die erfolgreich durchgeführten Beispiele zeigen, daß im rechtzeitigen Dialog aller Beteiligten bauliche Lösungen möglich sind, die sowohl den Anliegen des Denkmaleigentümers als auch den Belangen des Denkmalschutzes Rechnung tragen.

Franz Meckes

Die Rahmenplanungen zum Gewerbe- park Neckartal

Die ehemalige Pulverfabrik bei Rottweil

Bernhard Laule



■ 1 Rottweil, Pulverfabrik. Hauptfassade des Kraftwerks von Prof. Paul Bonatz (1915/1916).

Die Bauwerke und Ausstattungen der ehemaligen Pulverfabrik Rottweil und der nach dem 1. Weltkrieg nachfolgenden Kunstfaserfabrik stellen eine Sachgesamtheit im Sinne des Denkmalschutzgesetzes dar. Diese umfaßt den ungemein umfangreichen Bereich der Fabrikanlage mit Produktionsstätten, Lager-, Verwaltungs-, Sozialgebäuden und technischen Anlagen im Neckartal nördlich von Rottweil sowie eine Anzahl Doppelwohnhäuser, u. a. an der Oberndorfer Straße und im Brunnentäle und die ehemalige Direktorenvilla, die in exponierter Lage am Stadtzugang bei der Hochbrücke steht.

Die Geschichte der Pulverfabrik in Rottweil reicht wohl bis in das 15. Jahrhundert zurück. Ihre erste Erwähnung fand sie 1564. Noch bis zur ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts war indessen von den künftigen industriellen Dimensionen nichts zu ahnen. Die damals errichtete Anlage wurde schon 1839 durch eine Explosion zerstört. Erst mit dem Eintritt des Apothekers Wilhelm Heinrich Duttenhofer in die Pulvermühle begann der kometenhafte Aufstieg des Unternehmens.

Welch eine rasante bauliche Entwick-

lung die Anlagen im Neckartal im frühen 20. Jahrhundert nahmen, verdeutlichen die beiden Lagepläne der Rottweiler Fabrik von 1907 und 1916. Nach dem 1. Weltkrieg wurde die Produktion von Pulver auf Kunstfasern umgestellt.

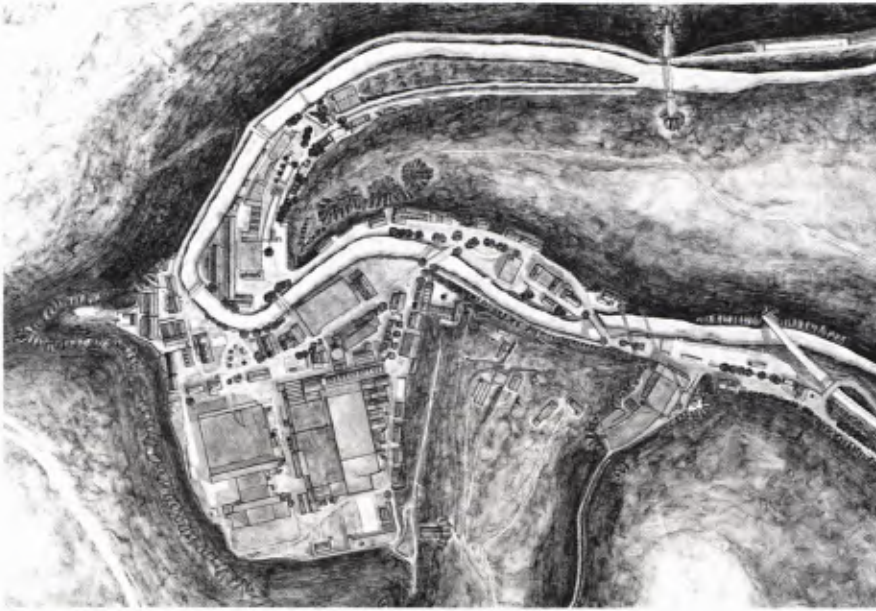
Seit Anfang der 60er Jahre besitzt die Rhodia AG Gelände und Baulichkeiten. Die Kunstseidenproduktion der Rhodia AG bzw. Rhône-Poulenc Rhodia AG endete mit der Betriebsstilllegung des Werkes Rottweil 1994. Freigewordene Teilbereiche in den Randzonen der Fabrik waren schon vorher an Klein- und Mittelbetriebe verpachtet bzw. verkauft worden.

Mit der Betriebsstilllegung stellte sich nun endgültig und drängend die Frage nach der Zukunft dieser bedeutenden Industrieanlage. Unter dem Motto „Das Besondere hat Zukunft“ hat die Rhodia AG das Ziel formuliert, die Industrieanlage „zu einem zukunftsorientierten Gewerbepark Neckartal umzustrukturieren“. Dazu wurden zwischen 1994 und 1997 u. a. ein Vermarktungskonzept erarbeitet und Voruntersuchungen durchgeführt. Ein Architekturbüro hat eine Rahmenplanung erstellt.

Diese von der Rhône-Poulenc Rhodia AG 1996 in Auftrag gegebene Rahmenplanung stellt eine der wichtigsten Grundlagen für die Konzeption des Gewerbebeparks dar. Wie von Auftraggeber und Planer formuliert, ist das Ziel der Rahmenplanung für den „Gewerbepark Neckartal“, die „unverwechselbaren Eigenschaften der Anlage aufzuzeigen und zu dokumentieren, damit sie bewahrt werden können“.

Was mit Bewahrung hier gemeint ist, bleibt zu durchleuchten. Inwieweit dieses hochgesteckte Ziel tatsächlich die unmittelbar berührten denkmalpflegerischen Belange respektiert und wie die vorbereitenden Untersuchungen, die Maßnahmenkonzepte und der Gestaltungsplan dem Rechnung tragen, soll hier aus denkmalpflegerischer Sicht nachvollzogen werden.

Die Rahmenplanung ist als „informelle Planung“ gedacht, die über den Bestand informiert und darauf aufbauend Lösungsansätze vorschlägt. Damit umfaßt der Rahmenplan die vorbereitenden Untersuchungen und die Maßnahmenkonzepte und mündet in einen Gestaltungsplan als Vorschlag für die neue Gesamtgestalt des Areal.



■ 2 Rahmenplanung Gewerbepark Neckartal, vorbereitende Untersuchungen, Bestandsplan aus dem Jahr 1996 als Grundlage für die Untersuchungen, die Maßnahmenkonzepte und den Gestaltungsplan der Rahmenplanung.

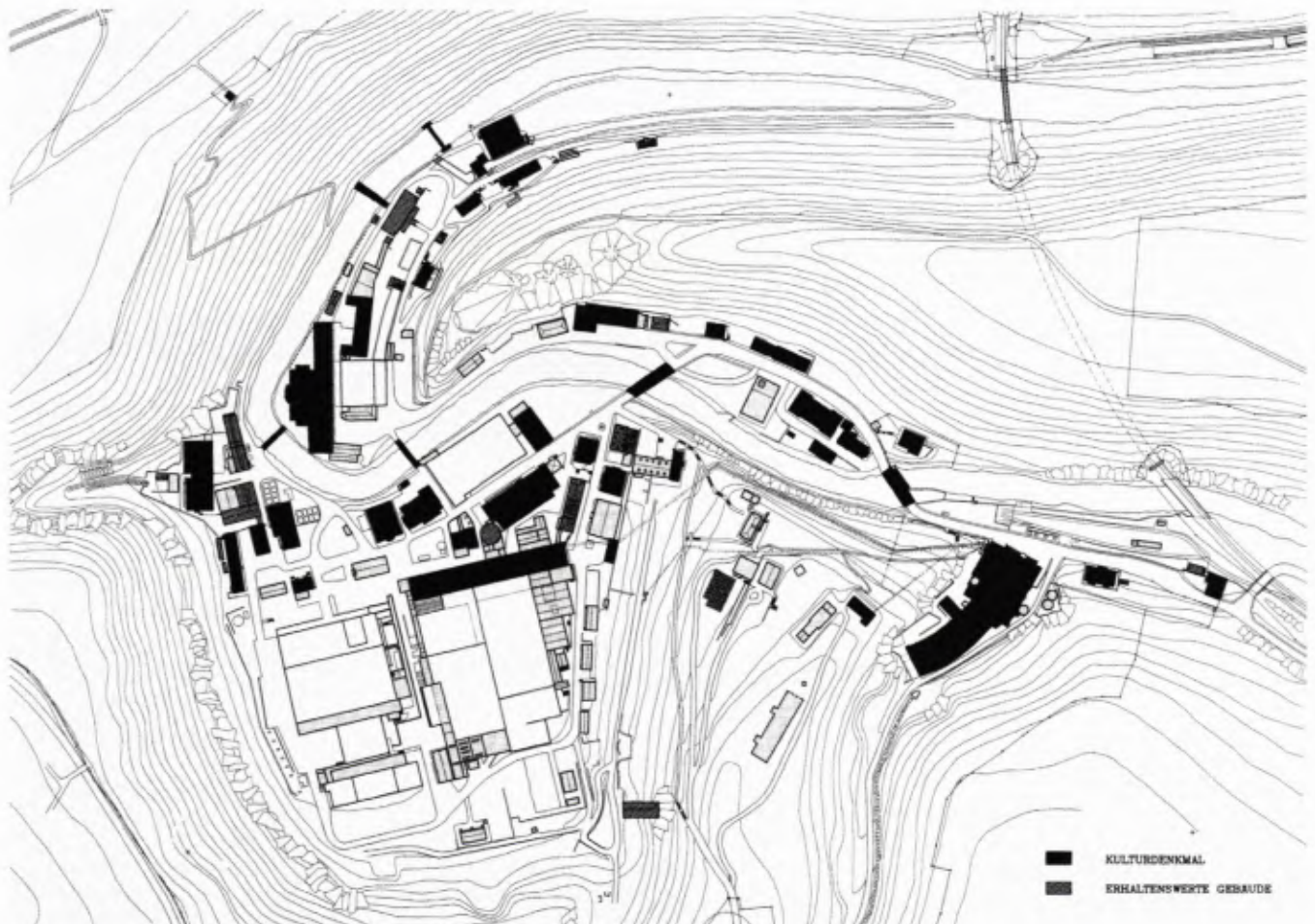
1. Vorbereitende Untersuchungen

Ein neu angefertigter Bestandsplan, in dem die Gebäude, Wege und Straßen, Wasserflächen, Solitäräume, Alleen und Grünbereiche aufgenommen sind, dient den weiteren Untersuchungen als Grundlage (Abb. 2).

Auf zehn Einzelaspekte hin wurde die Anlage untersucht und in entsprechenden themenbezogenen Plänen dokumentiert und erläutert.

1. Das bisher auf einen Nutzer angelegte Ordnungssystem ist für die zukünftigen Verhältnisse mit verschiedenen Eigentümern und Nutzern nicht

■ 3 Rahmenplanung Gewerbepark Neckartal, Plan von 1996 mit der Kartierung von Kulturdenkmälern und erhaltenswerten Gebäuden.



mehr geeignet. Die komplexe Gesamtsituation ließ es daher sinnvoll erscheinen, eine Einteilung der Fabrik in acht Einzelgruppen vorzunehmen, die jeweils überschaubare topographische und funktionelle Bereiche bilden.

2. In einem Gebäudealtersplan ist eingeteilt in sechs Bauzeitenstufen, die bauliche Entwicklung der Fabrik von der vorindustriellen Produktion bis zu den nach 1945 entstandenen Gebäuden festgehalten.

3. Die Liste der Kulturdenkmale war Grundlage für die Kartierung der nach dem Denkmalschutzgesetz erhaltenswerten Gebäude, technischen Anlagen und Einrichtungen. Zusätzlich sind hier architektonisch interessante Gebäude und Objekte als erhaltenswert gekennzeichnet (Abb. 3). Zusammen machen diese ca. 50% des Bestandes aus. Ebenso werden dabei städtebaulich wichtige Plätze und Objekte sowie prägnante Raumkanten und Orientierungselemente markiert. Dabei zeigt sich, daß die Zonen vor dem Kraftwerk (1915/16) von Paul Bonatz, vor dem Laboratorium (1910/11) von Heinrich Henes und vor der sog. Jakobskirche (1913) von Albert Staiger städtebaulich herausragen. Mit der Fixierung der Kulturdenkmale und erhaltenswerten Gebäude wurde hier sicher zu Recht der Schluß gezogen, daß die „Vielzahl der als erhaltenswert eingestuft Gebäude wichtig für das geschlossene Erscheinungsbild der Gesamtanlage“ ist. Hieraus ergab sich dann, auch aus denkmalpflegerischer Sicht folgerichtig, daß bei den acht Bereichen des neuen Ordnungssystems vermehrter Spielraum für neue Strukturen nur in den Bereichen mit

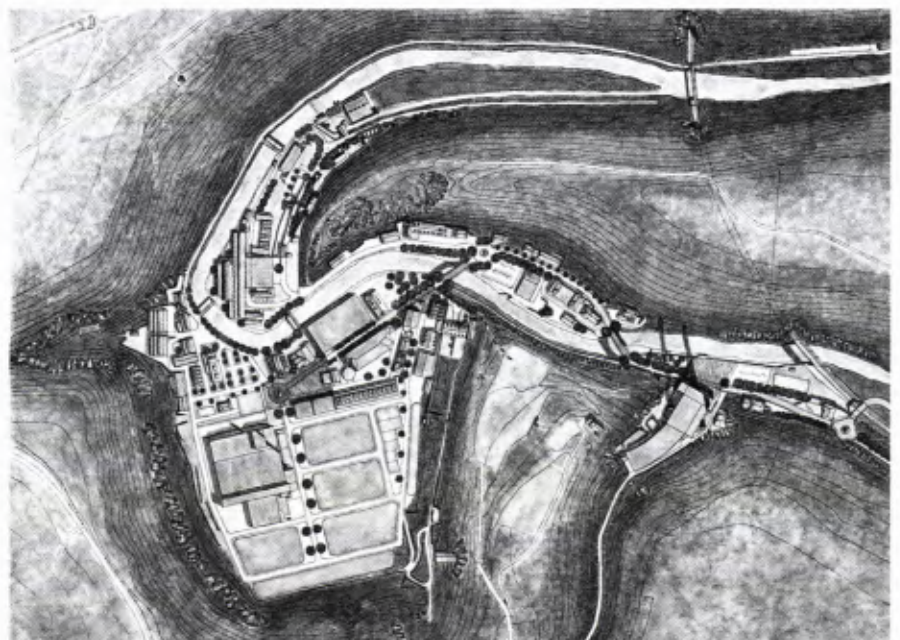
wenigen Kulturdenkmalen vorhanden ist. Soweit sind unsere Belange in der Voruntersuchung erkannt. Inwieweit sich dies auch auf die Maßnahmenkonzepte und im Gestaltungsplan niederschlägt, bleibt abzuwarten.

4. Unter dem Begriff „Gestaltungsmängel“ sind Objekte und Situationen zusammengefaßt, die in Bezug auf Gliederung und Dimension die Gesamtanlage beeinträchtigen. Positiv ist im Hinblick auf die Kulturdenkmale zu bewerten, daß der Gebäudezustand hier unberücksichtigt blieb. Als Beeinträchtigungen wurden Baracken, Schuppen, störende An- und Umbauten sowie Mängel im räumlichen Gefüge festgehalten.

5. Der Gebäudezustand wurde in einer Skala von fünf Stufen beurteilt, die von sehr gut bis ruinös reicht. Hier ist auch festgehalten, daß aufgrund ihrer ursprünglichen Funktion die historischen Gebäude der ehemaligen Pulverfabrik sehr solide gebaut worden sind. Probleme gibt es im wesentlichen mit den Dächern. In ruinösem Zustand befindet sich kein Kulturdenkmal, einige davon aber in schlechtem. Und diesem Verfall gilt es, rasch entgegenzuwirken.

6. Bei der Kartierung der Nutzungen zeigt sich eine Durchmischung von Klein- und Mittelgewerbe. Der Anteil Wohnen beschränkt sich auf die Eingangszone. Interessant und sicherlich nicht selbstverständlich ist die Integration kultureller Einrichtungen in einen Industriepark.

7. Die Gebäudenutzungen und Eigentumsverhältnisse zeigen, daß rechts des Neckars eine sehr starke Ausnut-



■ 4 Rahmenplanung Gewerbepark Neckartal, zusammenfassender Gestaltungsplan von 1996.

zung vorhanden ist. Hier sind weite Teile verkauft und verpachtet worden.

8. Bei der Infrastruktur und den Verkehrsflächen wird auf problematische Situationen und Gefahren bezüglich Verkehrsführung, Wegenetz und Parkflächen hingewiesen.

9. Mit der Erfassung von Alleen, Solitäräumen, Waldflächen, Gehölzen und Wiesen bis hin zu den felsigen Steilhängen wird die Bedeutung der Landschaft für den Gewerbepark ausdrücklich betont.

10. Um die Altlasten auf dem Firmenareal zu erheben bzw. zu definieren, wurden zwei Gutachten/Untersuchungen in Auftrag gegeben.

2. Maßnahmenkonzept Rahmenplan

Das Maßnahmenkonzept Rahmenplan behandelt die Nutzungsschwerpunkte, die Gebäude, Objekte und Brücken, die Verkehrsflächen sowie die Grünbereiche. Von besonderer Bedeutung ist aus unserer Sicht das Maßnahmenkonzept zu den „Gebäuden, Objekten und Bereichen“, denn hier wird wesentlich der zukünftige Umgang mit der Sachgesamtheit Pulverfabrik Rottweil fixiert werden. Da es sich aber um eine Gesamtabwägung der unterschiedlichsten Fragestellungen, Probleme und Themenkreise handelt, sollen – aufbauend auf der Voruntersuchung – auch die anderen Themenkreise in ihrem Konzept vorgestellt werden.

1. Um Konflikte zu minimieren, sieht das Maßnahmenkonzept vor, eine wahllose Durchmischung von Nutzungsmöglichkeiten zu verhindern. So sind für Betriebe mit großen Emissionen die rückwärtigen Bereiche Buchhalde, Beckenhölzle und Wenzelhalde vorgesehen. Der mittlere Bereich soll Nutzungen des Kleingewerbes, der Kultur und der Dienstleistung dienen. Im vorderen, der Stadt zugewandten Bereich sollen neben Kleingewerbe auch Wohnungen möglich sein. Für eine Hobby- und Freizeitnutzung ist der überwiegend landschaftlich geprägte Bereich Schafgrube geeignet. Im neu zu strukturierenden Bereich Wenzelhalde könnte ein Handwerkshof entstehen, und im Zentrum der Anlage, beim Laboratorium und dem Museumssaal, wäre Platz für die Gebäudeverwaltung RP Rhodia AG. Insgesamt ist wie bisher an Klein- und Mittelbetriebe als Nutzer gedacht.

2. Im Maßnahmenkonzept „Gebäude, Objekte und Bereiche“ ist erfreulicherweise der Versuch gemacht wor-



den, den Kulturdenkmälern und der Sachgesamtheit Rechnung zu tragen. Damit sind die Ergebnisse der Voruntersuchung positiv umgesetzt worden. Von möglichen Neubauf lächen und zu ersetzenden Gebäuden sind keine Kulturdenkmäler betroffen. Richtig ist aber sicherlich, daß bei einigen Kulturdenkmälern aufgrund des baulichen Zustandes dringender Handlungsbedarf besteht. Ob es sich dabei, wie vom Planer angegeben, um Erneuerungsbedarf oder um Instandsetzungsbedarf handelt, kann eine terminologische Frage sein. Um Irrtümer auszuschließen: Wir halten aus denkmalpflegerischer Sicht bei Kulturdenkmälern den Begriff Instandsetzungsbedarf für den richtigen.

Um das Vorhaben der Erhaltung nicht zu gefährden, hat das Landesdenkmalamt 1997 für die Notsicherung einiger Kulturdenkmäler dieser Sachge-

■ 5 Chemisches Laboratorium von Prof. Heinrich Henes (1910/11).

■ 6 Wasch- und Umkleidegebäude für Arbeiter, sogenannte Jakobskirche, von Albert Staiger (1913).

samtheit Zuschußmittel bereitgestellt. Aber bei vielen Gebäuden ist eine neue Nutzung dringend erforderlich, denn Erhaltung ist langfristig nur möglich, wenn eine zeitgemäße Nutzung für die Gebäude gefunden werden kann.

3. Das Konzept zu den Verkehrsflächen sieht im wesentlichen eine Entschärfung von Gefahrenstellen und eine eindeutige Trennung von Fahr- und Fußwegen vor. Außerdem wird eine Reaktivierung historischer Wegebeziehungen angestrebt. Im alten Bereich entstand mit der Öffnung der Industrieanlage das Problem der Parkmöglichkeiten, die hier als öffentliche Parkplätze anzubieten wären. In den neu zu strukturierenden Bereichen können sie gleich auf den Grundstücken eingeplant werden.

4. Für den Grünbereich wird vorgeschlagen, ein Umweltgutachten einzuholen und, wenn möglich, die umgebenden Wald- und Grünflächen als Erholungsgebiet zu erschließen. Im Gewerbepark sollen, teilweise aufbauend auf historischen Vorgaben, die Freiflächen bzw. Grünbereiche zur Unterstützung der städtebaulichen Situationen eingesetzt werden; so die Beibehaltung und der Ausbau von Alleen, die Betonung durch markante Solitäräume und die Bewahrung der Grünflächen. Im Gegensatz zu früher soll der Neckar als eigenständiger Bestandteil der Anlage herausgehoben werden.

3. Gestaltungsplan

Die Maßnahmenkonzepte sind entsprechend der vier angegebenen Themenkreise aufgearbeitet und in den dazugehörigen Plänen dargestellt. Deren Zusammenfassung ist der Gestaltungsplan (Abb. 4), der „eine Möglichkeit der neu strukturierten Gesamtgestalt des Gewerbeparks“ ist. Anknüpfend an die historischen Gegebenheiten sind als bedeutendste städtebauliche Zonen die Platzsituationen beim ehemaligen Kraftwerk (Abb. 1), dem ehemaligen Laboratorium (Abb. 5) und bei der sogenann-

ten Jakobskirche (Abb. 6) erkannt und aufgewertet. Für Neubauf Flächen sind kulturdenkmalfreie Grundstücksflächen in den Bereichen Beckenhölzle, Wenzelhalde und Schafsgrube ausgewiesen.

Definiertes Ziel der Rahmenplanung war es, die „unverwechselbaren Eigenschaften der Anlage aufzugreifen und unbedingt zu bewahren“. Mit der Rahmenplanung erhält man eine der Bedeutung angemessene, ausführliche Information und Dokumentation über den Bestand der Industrieanlage und Sachgesamtheit. Durch die Voruntersuchung wurde die Vielfalt der Themenkreise offenbar. Mit der Auswertung und Abwägung der komplexen Probleme gelangte der Planer zu einem ausgewogenen Lösungsansatz, der sich im Maßnahmenkonzept und in dessen Zusammenfassung, dem Gestaltungsplan, niederschlägt. Aus denkmalpflegerischer Sicht wurde das von der RP Rhodia AG und dem Planer definierte Ziel erreicht. Das Ergebnis der Rahmenplanung Gewerbepark Neckartal bestätigt für Anlagen dieser Größenordnung und Bedeutung die Wichtigkeit solcher Untersuchungen als rechtzeitig geschaffene Grundlage für weitere Überlegungen und Planungen. Die Voraussetzungen für die weitere Erhaltung der Kulturdenkmale sind nach dieser Rahmenplanung gut.

Mit den unterschiedlichsten Nutzungen von Handwerk über Kultur bis zu Wohnungen ist bei einigen Gebäuden die Zukunft gesichert und ein Anfang gemacht. Ebenso mit der vorgesehenen Notsicherung von gefährdeten Kulturdenkmälern.

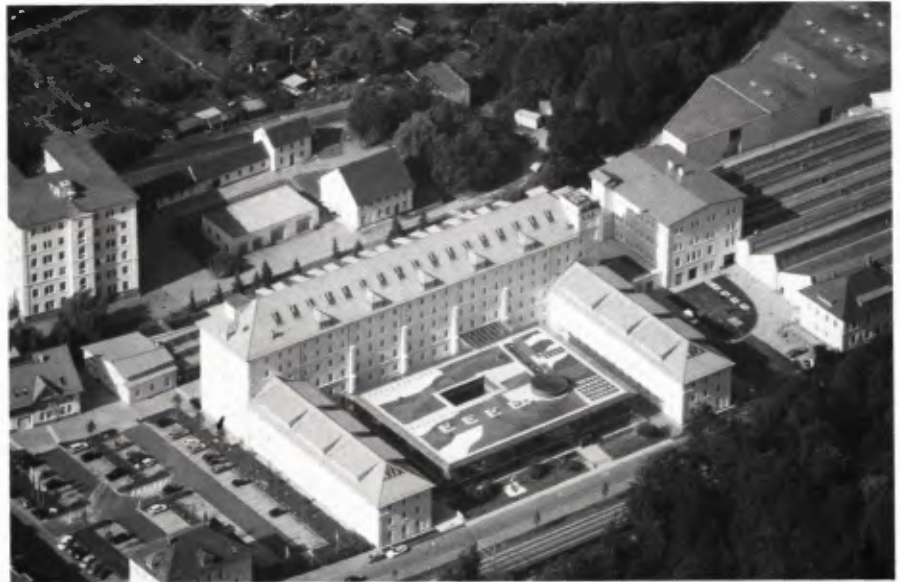
Zum Schwur kommt es aber bei jedem einzelnen Objekt, insbesondere bei den gefährdeten. Auch wir hoffen und warten auf die neuen Nutzer der Kulturdenkmale!

Dr. Bernhard Laule
LDA · Bau- und Kunstdenkmalpflege
Sternwaldstraße 14
79102 Freiburg/Breisgau

Die ETTLIN-Spinnerei

Nahtlose Umnutzung eines Industriekomplexes
zu einem Dienstleistungszentrum

Johannes Wilhelm



■ 1 Ettlín, Spinnerei. Luftaufnahme der Fabrikanlage nach der Umnutzung. Deutlich ist die Freistellung des Gründungsbaues zu erkennen.

Die Anlage der ETTLIN-Spinnerei in Ettlín ist der größte aus einem ehemaligen Mühlenstandort erwachsene Industriebetrieb im AlbtaI.

Der Gründungsbau der Anlage wurde 1836 durch den 1808 in Karlsruhe geborenen Architekten Wilhelm Ludwig Lendorff errichtet, der in den Jahren 1824 bis 1828 seine Ausbildung bei Friedrich Weinbrenner erhalten hatte. Ausgehend von Vorbildern in der Schweiz und im Elsaß entwickelte er den Typ des Fabrikgebäudes mit sechsgeschossigem Hochbau und zwei anschließenden dreigeschossigen Flügelbauten über einem U-förmigen Grundriß. Technische Notwendigkeiten der Kraftübertragung von den Turbinen mittels Transmissionen auf die jeweils in den Geschossen des Hochbaues laufenden Längsachsen führten hier zu einem Typ von Industriebau, dessen Funktionalität dermaßen anerkannt war, daß ihn Lendorff zwei Jahre später in Augsburg in noch größerem Maßstab wiederholen konnte. Der Bau ist als Massivbau ausgebildet, dessen Außenwände durch die gestaffelten Lisenengliederungen wie durch Strebe- Pfeiler verstärkt sind. Die Decken in den Geschossen des Hochbaus wer-

den durch je zwei Reihen von gußeisernen Stützen getragen, wogegen der mächtige 80 Meter lange Dachstuhl als Sprengwerk konstruiert wurde, welches nur auf den massiv gemauerten Außenwänden auflag. Die Flügelbauten, an deren Konstruktion wegen der dort fehlenden Maschinenausstattung und wegen der geringeren Höhe nur untergeordnete Belastungsansprüche gestellt wurden, erhielten im Inneren eine traditionell abgezimmerter Holzkonstruktion. Jeweils ein dreiläufiges Treppenhaus erschloß den Bau an den Schmalseiten. Ehemals waren im Treppenauge Lastenaufzüge installiert. Die ursprüngliche Anlage des „Fabrik Schlosses“ wurde flankiert durch die beiden Wohngebäude, welche neben den Flügeln für den technischen und den kaufmännischen Leiter des Betriebes errichtet wurden. Für den wirtschaftlich erfolgreichen Betrieb entstanden in der Folge weitere Bauten, die teils der technischen Neuerung, teils der Differenzierung der Produktion Rechnung trugen. So errichtete man 1868 die Samtweberei, den Bateur-Bau neben dem Turbinenhaus und 1883 die Samtschneiderei, in der seit 1907 die Verwaltung des Betriebes untergebracht ist. 1893 wurde die im Hof

vor dem Spinnereihochbau errichtete Weberei in einem Sheddachhallenbau in Betrieb genommen und im Jahre 1919 folgte der Bau der Schreinerei an der Alb. Viele teils provisorische Kleinbaumaßnahmen veränderten die ehemals großzügige und klare Anlage bis in das Jahr 1993, als der Entschluß zur Verlagerung der Produktion aus der historischen Anlage erfolgte.

Die Aufstellung eines Bebauungsplanes für das Albatal durch die Stadt Ettlingen gab den Anstoß für die Sanierung und Umnutzung der Anlage, die zunächst in kleinem Maßstab nur das Gebäude der Schreinerei betraf. Nachdem es zuerst für die Einrichtung einer Grünzone entlang der Alb hätte abgebrochen werden sollen, erhielt es eine neue Zukunft, weil es als Teil der

Sachgesamtheit der unter Denkmalschutz stehenden Industrieanlage Bestandschutz genoß. Der Bau mit der eigenwilligen Konstruktion – Betonbau im Erdgeschoß, im Obergeschoß Stahlbauweise mit Holzaußenwänden und ein traditionell konstruierter Holzdachstuhl – wurde gleichsam das Pilotprojekt für die gesamte Umnutzung. Schwerpunkt für die Erhaltung war die Ablesbarkeit der Konstruktionsmerkmale sowie die Bewahrung des äußeren Erscheinungsbildes in Bezug auf die Industrieanlage. Die charakteristischen Lamellenjalousien des Obergeschosses, welches ehemals als Trockenraum für die Hölzer diente, stehen heute vor den Büroräumen und ermöglichen nach Auskunft der Nutzer eine gute Klimatisierung sowie eine gleichmäßige Belichtung, die für heutige Bildschirmarbeitsplätze vorteilhaft ist. Die Belichtung des Dachraumes durch die bereits im Bau vorgefundenen Dachlegefenster wurde durch das aufgesetzte Oberlicht erweitert, unter dem die alte Dachstuhlkonstruktion erhalten blieb. Dieses, dem Bau fremde Element konnte an dem innerhalb der Anlage untergeordnet stehenden Gebäude angebracht werden, da es der industriellen Dachlandschaft entsprach. In das Gebäude, das ursprünglich nur einfachste hölzerne Treppenläufe zur Erschließung der Lagerebenen hatte, wurde die moderne Treppenanlage, eine moderne Eisentreppe mit Podesten aus begehbarem Glas neu eingefügt. Sie beschränkt sich jedoch auf eine Zone der Konstruktion, in der auch die notwendigen Sanitärräume untergebracht sind. Deutlich heben sich diese eingefügten Bauteile von dem historischen Bauefüge ab.

Auch hatten die Gründungsbauten der Spinnerei – der Hochbau mit den beiden anschließenden Flügeln – im Laufe ihrer über 150jährigen Geschichte durch die vielfältigen Klein Eingriffe viel von ihrer ursprünglichen architektonischen Qualität verloren. Die Beurteilung über den Zustand der Bausubstanz war durch die vorgefundene Situation erschwert, so daß es einiger Erfassungs- und Untersuchungsschritte bedurfte, bis sowohl die Wertigkeit des Gebäudes als Kulturdenkmal als auch die Möglichkeit einer wirtschaftlich sinnvollen Erhaltung offensichtlich wurde. Die Dachdurchfensterung und Dachaufbauten zeigten sich in ihrer Gestaltung uneinheitlich, Lüftungskanäle verdeckten Teile der Fassaden flächig, die Fenster waren zum größten Teil in den unteren Geschossen vermauert und die Durchbrüche im Erdgeschoß gegen die Halle im früheren Hofraum ließen die Grenze des ehemaligen Hausgrundes nicht mehr erkennen. Ver-

■ 2 Schreinereibau vor der Umnutzung als Bürogebäude.

■ 3 Die Schreinerei nach der Sanierung als Bürogebäude.





bauungen im Innern der Stockwerke verstellten die klare Struktur der Hallen mit den zwei Gußeisensäulenreihen. Die sich durch die Untersuchungen abzeichnende Vollständigkeit der Baustruktur überzeugte jedoch alle am Bau Beteiligten, die Maßnahme im Sinne der Erhaltung der Gründungsanlage in Angriff zu nehmen.

Da von den Produktionseinrichtungen keinerlei historische Teile erhalten waren, orientierte sich die Planung für die Sanierung und Umnutzung ähnlich wie bei der Schreinerei ganz auf die Grundstruktur und die Konstruktion des Gebäudes. Die Aufgliederung der Räume für die neue Nutzung durch den Planer geschah, indem die ehemaligen Wege der Kraftübertragung als Verkehrsfläche verwendet wurden und die Standorte der früheren Maschinenarbeitsplätze als Büroräume eingerichtet wurden. So wurde im Prinzip der Arbeitsplatz am Spinnstuhl gegen den Arbeitsplatz am Computer ausgetauscht.

Die Grundhaltung, daß man die Konstruktion des Gebäudes zugleich als Gestaltungselement verwendete, wurde auch hier konsequent fortgeführt. Dies gilt sowohl für die eisernen Stützkonstruktionen des Hochbaus als auch für die hölzernen Gefüge der Flügelbauten.

Längere Zeit wurde bezweifelt, ob sich eine brauchbare Nutzung auch für den großen Dachraum finden lassen würde, der sich mit der Sprengwerkstruktur des Dachstuhles nach der Entfernung der Verkleidungen und Einbauten als das ungestörteste Bauteil des Gründungsbaues erwies. Die heutige Einrichtung eines Großraumbüros für eine Telemarketing-Gesellschaft zeigt jedoch, daß auch in diesem Bereich qualitätvolle Arbeitsplätze eingerichtet werden konnten. Möglich war dies jedoch nur durch die vorhandenen großen Atelierfenster, die sich hier gegen Norden ausgerichtet fanden. Gegen Süden wurde die Belichtung durch den Einbau neuer Schleppgauben verbessert, die zwischen den historischen Dachhäuschen plaziert sind.

Außer dem Innenbereich konnte bei der Sanierung auch die ursprüngliche Gliederung der Fassade zurückgewonnen werden, da die Störungen der Entlüftungsschächte und Installationen entfielen. Die Fenster wurden



■ 4 Dachstuhl im Hochbau nach der Umnutzung.

■ 5 Halle im Hochbau nach der Einrichtung der Büroarbeitsplätze.



■ 6 Obergeschoß des Flügelbaues mit der hölzernen Stützenreihe nach dem Umbau.

wieder geöffnet und die aus Holz gefertigten Neubaufenster erhielten eine, nach am Bau vorgefundenen historischen Vorbildern ausgeführte Teilung. Die zum Teil abgeschlagenen Gesimse wurden vervollständigt. Wo ehemals Fluchttreppen und Zusatzaufzüge provisorisch angebracht waren, entstanden als Freiräume zur Verfügung stehen. Anstelle von Vordächern oder historisierend gestalteten Vorbauten wurden flache Glaskonstruktionen vor die Außenhaut des Baues gesetzt, die bei der Masse des Gebäudes und der Mächtigkeit der Fassade sich optisch gänzlich unterordnen.

Der Bau zeigt sich nun mit seiner ursprünglichen Gliederung: vertikal mit der Rhythmisierung der abgestuften Lisenen und horizontal mit den jeweils zwei Geschosse zusammenfassenden Gesimsen. Die Feingliederung der Fenster rundet dabei die Maßstäblichkeit der Fassadengestaltung ab.

Das größte Neubauelement, welches auf die Umnutzung zurückgeht, ist der zweigeschossige Flachdachbau mit seinen Glasfassaden an der Stelle des ehemaligen Sheddachbaus der 1893 im Hof der Gründungsanlage errichteten Weberei. Hier konnte das Bedürfnis der neuen Nutzer nach repräsentativen Großräumen befriedigt werden, die ohne Verluste von Denkmalsubstanz nicht innerhalb des Altbaues unterzubringen gewesen wären. Die Forderung der Denkmalpflege war, daß dieser Bau eine ruhige Gestalt erhalten und sich deutlich den historischen Bauten unterordnen müsse. Zudem sollte er hinsichtlich der Höhe so ausgebildet werden, daß die beiden Flügel des Gründungsbaues eindeutig den Umräum bestimmen. Die Umsetzung gelang, auch wenn wegen des Grundwasserspiegels der Bau nicht so weit eingetieft werden konnte, wie geplant war.

Die einzige Verbindung zu dem historischen Bau wurde durch einen zweigeschossigen Glasgang hergestellt, der an einer vom Straßenraum nicht einsehbaren Stelle liegt. Wie die Loslösung des Neubauteiles konsequent durchgeführt ist, ersieht man an dem zwischen den beiden Gebäuden laufenden Erschließungsgang, der die Flügelbauten mit dem Glasquerbau verbindet und der als offener Bohlenweg mit einem gleichsam schwebenden Glasdach ohne Anbindung an die Gebäude ausgeführt ist. Die aufwendige Dachbegrünung des Flachdachbaues, die den Gestaltungswillen überdeutlich vorträgt, könnte aus denkmalpflegerischer Sicht ruhiger gehalten sein.

Neben den Hauptgebäuden der Gründungsanlage wurden mit zunehmendem Verlauf der Arbeiten auch die Nebengebäude mit in die Sanierung einbezogen. Einer dieser Bauten ist der sogenannte Bauteurbau, in dem früher die Baumwolle aufbereitet wurde. Um seine Nutzbarkeit zu erhöhen, wurden im Umfeld Hallenbauten aus jüngerer Zeit abgebrochen. Das in zwei Bauabschnitten entstandene Gebäude – das dritte Geschöß wurde als Erweiterung aufgesetzt – erwies sich als nicht unbedeutende Bausubstanz, die ebenfalls noch charakteristische Baudetails besaß. Erschwerend für die Nutzung war, daß der Bau kein durchgehendes Treppenhaus mehr besaß. So wurde dem Prinzip der Sanierung folgend die Treppe als Neubauteil in einen Achsabschnitt eingestellt. Gestalterisch wurde dabei darauf geachtet, daß die Grundelemente des Industriebaus vorherrschend blieben. Dabei konnte durch die Freistellung der Außenwände die Baugeschichte des Hauses ablesbar gehalten werden, da in den Eckbereichen das Bruchsteinmauerwerk mit dem Wechsel zum Ziegelmauerwerk sichtbar gelassen wurde.



■ 7 Ansicht des sanierten Gründungsbaues mit der neuen Halle im ehemaligen Fabrikhof.



■ 8 Das als Färberei errichtete Gebäude der Schlosserei, welches nach der Freistellung als Kiosk und Bistro umgenutzt ist.

Der Schlossereibau an der Alb, ursprünglich als Färberei errichtet, sollte anfänglich abgerissen werden. Nachdem sich jedoch das Ergebnis der Sanierung immer mehr abzeichnete, entschloß man sich zur Erhaltung dieses Gebäudes und verlegte mit nicht geringem Kostenaufwand ein in der Nähe stehendes neues Transformatorenhaus, um in dem historischen Gebäude ein Bistro und einen Kiosk für die Mitarbeiter der hier ansässigen Betriebe einzurichten. Dabei wurde die an dem Bau angefügte Sheddachhalle um eine Achse verringert. Heute läßt sich dieser Eingriff durch die vor die verbliebene Konstruktion gestellte Glasfassade, die die Rhythmisierung des ursprünglichen Baues besitzt, deutlich ablesen. So konnte bei diesem Kompromiß die Maßstäblichkeit erhalten werden.

Das Ergebnis der Sanierungs- und Umwidmungsmaßnahmen zeigt heute, nachdem auch jüngste Bauten, wie ein aus den siebziger Jahren stammendes Hochregallager, dieser Veränderung geopfert wurden, die historische Fabrikanlage mit ihrem gleichsam schloßähnlichen Gepräge. Die anspruchsvolle Architektur, die funktional ausgerichteten Räume sowie die Anbindung an die vorhandene Verkehrsstruktur der seit 1883 existierenden Albtalbahnstrecke, die nun von der Stadtbahn bedient wird, bewirkten, daß mit der Fertigstellung der Gebäude eine vollständige Vermietung und wirtschaftliche Nutzung erreicht wurde, obwohl auch die Stadt Ettlingen über genügend freistehenden modernen Büroraum verfügt. Die Sanierung der ETTLIN-Spinnerei ist ein Beispiel, wie das Zusammenspiel von wirtschaftlichen Gesichtspunkten und denkmalpflegerischer Zielsetzung zu einem für beide Seiten befriedigenden Ergebnis führen kann. Wichtig war dabei der Glücksfall, daß

die Umnutzung nicht erst nach Jahren der wirtschaftlichen Brache vollzogen wurde, sondern daß die Umwandlung durch die Weitsicht des Managements der Spinnerei-Gesellschaft aus laufendem Betrieb erfolgen konnte. Die Vernichtung von Substanz durch den Verfall bei längerem Leerstand wurde so vermieden. Gerade in diesem Punkt dürfte die Sanierung der ETTLIN-Spinnerei als überregional vorbildlich anzusprechen sein.

Das bedeutende Baudokument der frühen Industrialisierung des Albtales, in dem heute so viele Menschen arbeiten wie zu den besten Zeiten der Spinnerei, kann nun wieder von der Öffentlichkeit wahrgenommen werden. Die architektonische Leistung Wilhelm Ludwig Lendorffs hat ihre Ausstrahlung durch die Umnutzung nicht verloren, im Gegenteil, gerade durch die Qualität der ursprünglichen Konzeption war es möglich, hier auch neue repräsentative Ansprüche zu befriedigen und der historischen Anlage eine Zukunft zu geben.

Literatur:

L. Schmieder: Chronik der Gesellschaft für Spinnerei und Weberei Ettlingen. Ein Beitrag zur Wirtschaftsgeschichte des Albtales und zur Geschichte der badischen Textilindustrie 1836–1936, Karlsruhe 1936.

K. Notze: Spinnerei und Weberei, Beiträge zur Geschichte der Stadt Ettlingen Bd. 12, Karlsruhe 1994.

SPS Planfabrik Ettlingen: Umnutzung historischer Fabrikationsgebäude an der Alb, Photodokumentation (MS), Ettlingen 1996.

Dr. Johannes Wilhelm
LDA · Bau- und Kunstdenkmalpflege
Durmshheimer Straße 55
76185 Karlsruhe

■ 9 Batteurbau nach seiner Instandsetzung und Freistellung von Nebenbauten.



Umbau der ehemaligen Waffen- und Munitionsfabrik in Karlsruhe zu einem Kunst- und Medienzentrum

Eckart Hannmann



■ 1 Karlsruhe, Blick auf die Ostfront mit dem Kubus des Medientheaters. Rechts angeschnitten die Mauerumwehung der Bundesanwaltschaft.

Während des 1. Weltkriegs entstand nach Plänen des bedeutenden, international tätigen Stuttgarter Industriearchitekten Philipp Jakob Manz in Karlsruhe die Deutsche Waffen- und Munitionsfabrik. Der für Karlsruher Verhältnisse riesige Baukomplex bestand im wesentlichen aus einem 312 m langen und 54 m breiten Produktionsgebäude mit zehn glasüberdeckten Lichthöfen und einem in seinen Dimensionen ebenfalls monumental angelegten sogenannten Wohlfahrtsgebäude. Im Rahmen der Inventarisierung von Industriedenkmalen wurde der überregionale Rang dieser Industrieanlage als Kulturdenkmal von besonderer Bedeutung 1990 im Nachrichtenblatt vorgestellt.

Gegen heftigen, allerdings erfolglosen Widerstand des Landesdenkmalamtes mußte schon vor Jahren das Wohlfahrtsgebäude, in dem sich zuletzt eine Textilfabrik befand, wegen einer Straßenverbreiterung abgebrochen werden. Das architekturhistorisch bedeutsame, schloßartig konzipierte Bauwerk, das in seinen Formen an vergleichbare Bauten von Peter Behrens erinnerte, diente ursprünglich als Kantine und Waschanstalt und war, aufgeteilt in einen Männer- und Frauentrakt, so ausgelegt, daß 4500 Arbeiterinnen und Arbeiter gleichzei-

tig essen konnten. Das repräsentativ konzipierte Wohlfahrtsgebäude, nach außen zur Brauerstraße hin abweisend durch eine Kolossalordnung rhythmisiert, öffnet sich in seinen Flügeln, kleinteilig gegliedert, zum Produktionsgebäude hin. Bemerkenswert an ihm ist, daß dieser Bau der Arbeiterschaft in seinem schloßartigen Erscheinungsbild, historisch betrachtet, sozusagen die Stelle der Fabrikantenvilla oder in der Gegenüberstellung von Zweck- und Repräsentationsgebäude die Stelle des Schlosses einnimmt. In der Zuordnung beider Baukomplexe spiegelt sich ein für die Zeit geradezu revolutionäres „gesellschaftspolitisches Statement der Architektur“ wider.

Leider blieb nur das in Teilen leerstehende Produktionsgebäude erhalten. Anfänglich war daran gedacht, in diesem Bau das neugegründete Museum für Technik und Arbeit unterzubringen, ein zweifellos idealer Standort für einen solchen Zweck. Aus allgemeinen landespolitischen Strukturüberlegungen heraus erhielt jedoch Mannheim den Zuschlag für das neue Landesmuseum.

Das in Karlsruhe gleichfalls neugegründete Zentrum für Kunst- und Medientechnologie (ZKM) mit dem Me-

dienmuseum und dem Museum für Neue Kunst sowie der diesen Institutionen angeschlossenen Hochschule für Gestaltung (HfG) sollte ursprünglich nach einem international ausgeschriebenen, von dem Holländer Rem Koolhaas gewonnenen Architektenwettbewerb als würfelförmiger Neubau südlich des Hauptbahnhofs errichtet werden. Wegen seiner hochartificialen Gestaltung, vor allem aber wegen der weit über 200 Mio. DM liegenden Gesamtkosten beschloß man 1992 jedoch, die ehemalige Munitionsfabrik mit Kosten von „lediglich“ gut 150 Mio. DM für die genannten Einrichtungen (vier Lichthöfe für das ZKM, drei Lichthöfe für die HfG) umzubauen, zu denen später noch die Städtische Galerie (ein Lichthof) und das sogenannte Sammlermuseum (zwei Lichthöfe), das in etwa zwei Jahren eröffnet werden wird, kamen, um damit zugleich auch ein Kulturdenkmal von Rang zu erhalten. Den Planungsauftrag erhielt ein Hamburger Architekturbüro. Im Oktober 1997 fand in Anwesenheit von Ministerpräsident Erwin Teufel die feierliche Einweihung statt. Bereits am ersten Wochenende nach der Eröffnung wurde das neue „Mekka der Medienkunst“ von mehr als 40 000 Menschen besucht.



■ 2 Karlsruhe, ehemalige Deutsche Waffen- und Munitionsfabrik (später IWKA, Industrierwerke Karlsruhe-Augsburg). Ansicht der Westfront mit der Städtischen Galerie im Vordergrund rechts.

■ 3 Karlsruhe, Blick in einen der Lichthöfe des Museums für Neue Kunst (Erdgeschoß) und des Medienmuseums (Obergeschoß).





■ 4 Karlsruhe, Blick in einen der Lichthöfe mit der die Lichthöfe verbindenden neuen Treppenführung.

Ebenso wie das abgebrochene Wohlfahrtsgebäude orientiert sich das Produktionsgebäude stilistisch an dem durch Weinbrenner geprägten klassizistischen *genius loci* der Stadt. Das filigrane Rasterystem des Stahl- und Stahlbetonbaus im Inneren spiegelt sich in der Gestaltung der großflächig durchfensterten Fassaden wider, deren Längsseiten durch sechs Risalite mit bekronenden Dachhäusern akzentuiert werden. Die Dachflächen überragt ein leicht aus der Gebäude- mitte geschobener Wasserturm, der auf größere Distanz wie ein Dachreiter wirkt.

Umbau und Sanierung des ehemaligen Produktionsgebäudes wurden in sehr enger Zusammenarbeit mit dem Landesdenkmalamt vorgenommen. Sozusagen als Reminiszenz an den ursprünglich von Rem Koolhaas geplanten „Würfel“ wurde an der Langseite zum festungsartig wirkenden Neubau der Bundesanwaltschaft von Oswald Mathias Ungers ein blauer Kubus angefügt, in dem sich das große Musikstudio befindet, dessen Realisierung im Inneren nur unter erheblichen Substanzverlusten hätte erkauf werden können. Ein ursprünglich geplanter zweiter würfelförmiger Anbau, der die Symmetrie des Haupteinganges auf der Ostseite betont hätte, entfiel aufgrund von Sicherheitsbedenken der Bundesanwaltschaft. Auf der anderen Langseite wurden mehrere industriell gefertigte Stahl- treppen errichtet.

Die leicht und offen wirkende Folge der zehn großen Lichthöfe, in denen früher besonders große und schwere Maschinen zur Granatenproduktion standen, blieb trotz der Umnutzung weitgehend erhalten. Lediglich in einem der Höfe mußte ein massiver Einbau vorgenommen werden: für das Medientheater, das wegen seiner akustischen Anforderungen, sich nach oben verjüngend, frei als sogenannte *black box* eingestellt wurde. Die den innenräumlichen Reiz ausmachende Offenheit und Transparenz konnte indessen bewahrt werden und wird von den neuen Treppensystemen und Stahlstegen, die zu den schon vorhandenen Treppen kamen, noch unterstrichen. Die neuen Bauteile sowohl außen wie innen heben sich optisch vom historischen Bestand deutlich ab und steigern damit als neue Schicht, sichtbar in Funktion und Konstruktion, die klare Gliederung des Altbaus.

Literatur:

L. Schmidt: Imperiale Industriearchitektur. Architektonische Formensprache einer Waffenfabrik von 1914–1918. Denkmalpflege in Baden-Württemberg 19, 1990, 1ff.

Prof. Dr. Eckart Hannmann
LDA · Bau- und Kunstdenkmalpflege
Durmshheimer Straße 55
76185 Karlsruhe

Umbau des ehemaligen Sinner-Malzlagers zu einem Bürogebäude

Eckart Hannmann



■ 1 Karlsruhe, Malzlager der ehem. Brauerei Sinner an der Durmersheimer Straße, 1911.

Die Außenstelle Karlsruhe des Landesdenkmalamtes war bis Ende der 80er Jahre im ehemaligen Palais Weltzien am Karlstor untergebracht, einem Bau, der Anfang des 19. Jahrhunderts unter dem Einfluß Weinbrenners als nobles klassizistisches Stadtpalais errichtet worden war. Da die räumlichen Verhältnisse jedoch mehr als beengt waren und Erweiterungsmöglichkeiten aus denkmalpflegerischen Gründen ausschieden, mußten wir uns nach einer neuen Bleibe umsehen. Wir entschieden uns schließlich nach langen Diskussionen für ein Bauwerk, das wir in den 70er Jahren als Kulturdenkmal ausgewiesen hatten. So konnte der Abbruch durch die Denkmalpflege seinerzeit verhindert werden, nicht ahnend, daß das Denkmalamt ein Jahrzehnt später selber in das Haus einziehen würde.

Das Gebäude war in den Jahren 1891–93 nach Plänen des Architekten Gottfried Zinser als Mühlen-, Silo- und Lagergebäude der Brauerei Sinner errichtet worden. Wie die Baueingabepäne von 1891 zeigen, hatte Zinser ursprünglich daran gedacht, den siebengeschossigen Bau mit einer reich im Sinne des Historismus gestalteten

Werksteinfassade auszuführen. Die Gebäudeenden sollten übergiebelte Eckrisalite akzentuieren. Die korbboigenfensternen Fenster sind paarweise gekuppelt, während die Fenster des obersten Geschosses teilweise zu Dreiergruppen zusammengefaßt werden und einen rundbogigen Abschluß aufweisen.

In der Ausführung wurden die Pläne wohl aus Kostengründen jedoch stark modifiziert. Nur das Erdgeschoß wurde jetzt aus Naturstein gebaut, die Obergeschosse hingegen aus dem Ende des 19. Jahrhunderts hierzulande beliebt werdenden Ziegelmauerwerk, das nur noch sparsam, etwa an den Eckrisaliten der Seitenrisalite oder den durchlaufenden Gesimsbändern, Natursteine aufweist. Auch der Dekor wurde im Detail abweichend von den Plänen jetzt aus der Backsteinornamentik heraus entwickelt. Die stilistische Verwandtschaft zu Schinkels berühmter Bauakademie in Berlin ist, was kubische Auffassung, Materialwahl und Ornamentik anlangt, nicht zu übersehen.

Die Aufteilung im Inneren ist in allen Geschossen ähnlich. Jedes Geschöß



■ 2 Der heutige Haupteingang an der Dürmersheimer Straße.

hat jeweils drei unterschiedlich große offene Hallen mit Gußeisenstützen: eine dreischiffige, eine zweischiffige und eine sechsschiffige Halle. Erschlossen wurde das Gebäude von der Hofseite aus über eine Treppe mit Lastenaufzug.

Im 2. Weltkrieg wurde das Haus als Lagergebäude der Wehrmacht genutzt und mit Flakstellung auf dem Dach versehen. 1957 zerstörte ein Großbrand die oberen Stockwerke. Die heutige Asymmetrie des Hauses resultiert aus einem vereinfachten Wiederaufbau nach dem Brand. Danach wurde das Gebäude nur noch provisorisch als Lagerhaus und teilweise als Atelier für die Bildhauerklasse der Kunstakademie genutzt. In weiten Teilen stand es jedoch leer.

Es soll nicht verschwiegen werden, daß es schon einer gewissen Überredungskunst bedurfte, die Kolleginnen

und Kollegen zu überzeugen, das zentral in der Stadt gelegene Palais Weltzien aufzugeben – heute dient es der Musikhochschule – und an den Stadtrand in einen malträtierten Industriebau mit nach wie vor relativ unattraktiver industriell geprägter Umgebung überzusiedeln. Die anfängliche Skepsis vieler hat sich aber nicht zuletzt wegen der optimalen Arbeitsbedingungen im neuen Domizil rasch in ihr Gegenteil verwandelt.

Die Planung des Landesdenkmalamtes, das für sich das 4. und 5. Obergeschoß reserviert hatte, sah vor, die Eingriffe in die denkmalgeschützte Substanz so gering wie möglich zu halten. Problematisch war dabei das Fehlen eines zweiten, vom Baurecht zwingend vorgeschriebenen Treppenhauses, das schließlich an der Straßenseite im Bereich der zweischiffigen Halle zusammen mit einem Personenaufzug installiert wurde. Ein Fensterpaar wurde im Zuge des Treppeneinbaus zum Haupteingang umgebaut. Einige Stützen, die dem Treppenhaus geopfert werden mußten, platzierten wir seitlich des neuen Hauptzuganges im Garten, um auf diese Weise den neugeschaffenen Eingangsbereich optisch zu markieren. Sonst gab es am Äußeren keine Veränderungen, sieht man einmal von dem Ausbrechen später vermauerter Fensteröffnungen und einer Reinigung der Fassade ab.

Auch im Inneren konnten die Veränderungen, die aufgrund der neuen Nutzung erforderlich waren, in Grenzen gehalten werden. Wesentliche Eingriffe mußten lediglich im Wandbereich der zweischiffigen Hallen vorgenommen werden, wo Durchbrüche zu den seitlich anschließenden Hallen erfolgten. Alle Stützen blieben, bis auf die im neuen Treppenhaus, erhalten und wurden als gliedernde Elemente in den Innenausbau einbezogen.

Legende für die abgebildeten Umbaupläne S. 70, 79, 83, 90, 101, 104, 106 und 113:

- Bestand
- ▨ Zumauerung
- neue Einbauten
- [] Abbruch/Durchbruch
- [] Abbruch vollständig

■ 3 Planung Umbau der 5. Etage mit den Einbauten. M. 1:400.





■ 4 Die große, sechsschiffige Halle in der 5. Etage.

Bei der neuen Raumaufteilung ging man von der Überlegung aus, die ursprüngliche Offenheit der Hallen mit ihren verschiedenen Stützen- und Trägersystemen weitgehend zu bewahren. Wegen der Fenster bot es sich zwangsläufig an, die Büroräume an den Außenseiten zu platzieren und die Archivräume, die über kein natürliches Licht verfügen müssen, bei der großen Gebäudetiefe im Innenbereich unterzubringen, so daß sich ein vierseitiges Flursystem ergab, von dem aus sowohl die Büros wie auch die Archivräume erschlossen werden konnten. Um die ursprüngliche Großzügigkeit der Hallen ablesbar zu lassen, wurde die Raumaufteilung grundsätzlich so gewählt, daß die neuen Leichtbautrennwände neben den Stützen- und Trägersystemen verlaufen. Weil in den Korridoren und Räumen die Stützen frei blieben, entstanden außerordentlich reizvolle optische Aspekte. Um alte und neue Wände erkennbar voneinander abzusetzen, blieb der an den alten Wänden vorhandene z. T. sehr grobe Verputz erhalten, während die neuen Wände ganz glatt verputzt wurden. Ein einheitlich weißer Anstrich faßt Decken, Wände, Säulen und Eisenträger zusammen. Der Archivbereich erhielt einen Estrichboden, wie er für das Lagergebäude typisch war, in der Flur- und Bürozone wurde ein Industrieparkett verlegt.

Die alten Eisenfenster mit ihrer Industrieverglasung blieben erhalten und wurden repariert, die erforderlichen neuen Fenster innen angebracht, so daß Kastenfenster entstanden. Um die beiden vom Landesdenkmalamt genutzten Geschosse intern miteinander zu verbinden, entstand im Bereich des neuen Treppenhauses eine

dem Industriebau adäquate Stahlwendeltreppe.

Alle hier nur kurz geschilderten Maßnahmen sind mit Ausnahme des neuen Treppenhauses so gehalten, daß sie jederzeit ohne Verlust an historischer Substanz wieder rückgängig gemacht werden könnten, falls das Gebäude später einmal eine andere Nutzung erhalten sollte. Gerade dem denkmalpflegerischen Gedanken der Reversibilität sollte auch bei Umnutzungen von Industriebauten Priorität eingeräumt werden.

Nachdem das Landesdenkmalamt den Anfang für eine intensive Umnutzung des großen Gebäudes gemacht hatte, etablierte sich in den noch freien Geschossen kurze Zeit später die neugegründete Hochschule für Gestaltung, für die jedoch auf Grund des komplexeren Raumprogramms weitergehende Eingriffe in die Bausubstanz benötigt wurden, wie die zusätzlichen inneren Erschließungen der drei unteren Geschosse. Ähnlich wie bei der Umnutzung der Bereiche des Landesdenkmalamtes suchten diese Eingriffe die Gebäudestruktur zu berücksichtigen. Die Hochschule für Gestaltung wird ihr endgültiges Domizil in der ehemaligen Waffen- und Munitionsfabrik finden. Damit böte sich Platz, auch die archäologische Denkmalpflege der Außenstelle Karlsruhe, die jetzt noch in einem anderen Gebäude untergebracht ist, hierher zu verlagern, so daß die gesamte Außenstelle dann in einem Gebäude vereinigt wäre.

Prof. Dr. Eckart Hannmann
LDA · Bau- und Kunstdenkmalpflege
Durmshheimer Straße 55
76185 Karlsruhe



■ 5 Bürozimmer nach dem Umbau.

Mosbach, Alte Mälzerei wird Stadthalle

Ute Fahrbach-Dreher



■ 1 Mosbach, Alte Mälzerei. Westfassade.

Entlang der Alten Bergsteige in Mosbach finden sich mehrere Kulturdenkmale, die mit der Geschichte der industriellen Bierbrauerei verbunden sind. Von der Altstadt kommend und bergan steigend, ist das auf der linken Straßenseite zunächst die Villa des Fabrikanten Hübner, erbaut um 1900 nach Plänen von Architekt Hartmann im Stil des Rokoko. Es folgen die „Alte Mälzerei“ und schließlich das Sudhaus von 1887, sowie auf der gegenüberliegenden Straßenseite mehrere Eiskeller, von denen nur die Eingänge in den Hügel zu sehen sind.

Die Mälzerei wurde im ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts nach Plänen des Architekten Carl Schweikert aus Mannheim für den Bauherrn Heinrich Hübner errichtet. Die Funktionen der ehemaligen Mälzerei lassen sich noch heute an Grundriß und Außenbau ablesen. Den größten Raum nahm der rechteckige Tennentrakt ein. Ursprünglich befanden sich dort große, von Stützen getragene Hallen. Der sogenannte Eingangstrakt schließt sich an der kurzen Seite des Tennentrakts an und hat etwa die halbe Länge und Breite. Dahinter steht der Darrturm mit quadratischem Grundriß.

Der Mälzereibetrieb lief nach der Er-

bauung in folgenden Stufen ab: Nach der Lieferung wurde die Gerste vorgereinigt, die Halbkeime wurden entfernt. Das Getreide wurde in eine erste und zweite Qualität sortiert und gelagert. Bei Beginn des eigentlichen Mälzens wurde die nötige Menge 72 Stunden eingeweicht und verblieb eine Woche im Keimsaal. Das nun entstandene Grünmalz wurde für 24 Stunden auf die Darre gebracht und anschließend in Keim und Korn getrennt. Das fertige Malz wurde wieder nach Qualitäten getrennt und konnte anschließend für die Weiterverarbeitung im Sudhaus an die Brauereien verkauft werden.

Das Gebäude diente immer als Mälzerei, lediglich im Krieg wurde es vorübergehend als Gefangenenlager für politische Häftlinge und zur Aufbewahrung kriegswichtiger Güter benutzt. Im Dachgeschoß wurde zeitweilig Malzkafee produziert. Um 1960 gab es wohl die wichtigsten Änderungen, als 18 Silos für je 100 Tonnen Getreide in den Tennentrakt eingebaut wurden. Dazu entkernte man diesen Gebäudeteil zu etwa zwei Dritteln. Das Flachdach wurde durch ein flach geneigtes Satteldach ersetzt. Möglicherweise verschwand zu diesem Zeitpunkt auch der Kamin, der auf alten Abbildungen über dem Darr-

turm zu sehen ist. Die Produktionsanlagen aus der Erbauungszeit wurden ebenfalls vollständig erneuert.

1983 wurde die Brauerei Hübner an eine überregionale Brauerei verkauft, die kurz darauf den Betrieb aufgab. Alle nicht unter Denkmalschutz stehenden Gebäude der ehemals bedeutenden Brauerei Hübner sind inzwischen verschwunden. Auch das Schicksal der Alten Mälzerei war ungewiß. Gleichzeitig setzte Mitte der achtziger Jahre in Mosbach die Diskussion um die Errichtung einer dringend benötigten neuen Stadthalle ein. In insgesamt drei Wettbewerben kam man der schließlich durchgeführten Lösung näher. Zunächst wurden als Standort einer Stadthalle zwei mögliche Plätze am westlichen Rand der Altstadt ausgeschieden. Im zweiten Wettbewerb ermittelte man den jetzigen Standort, der zudem die Möglichkeit bot, eine Industriebrache neu zu beleben. In einem dritten Wettbewerb wurde die Möglichkeit geprüft, ein umfangreiches Raumprogramm für ein Kultur- und Bürgerzentrum auf dem Gelände und in der Mälzerei unterzubringen. Zwischen der Villa und der Mälzerei sollte ein Neubau errichtet, in der Mälzerei die Berufsakademie erweitert werden. Diese Pläne zerschlugen sich jedoch wegen feh-



■ 2 Mosbach, Alte Mälzerei. Detail der Westfassade.

sich offen als Zutat des jüngsten Umbaus zu erkennen. Der Darrturm an der Rückseite der Mälzerei hat die einfachste Fassadengliederung, ist aber durch eine Attika mit gemauertem Segmentbogenfries ausgezeichnet, die die anderen Gebäudeteile überragt. Alle Holzfenster sind hellgrau gestrichen und haben mit Ausnahme der großen Fenster im Darrturm eine Sprossenteilung.

Im Innern finden sich im Unter-, Erd- und ersten Obergeschoß Stützen aus Gußeisen, im zweiten und dritten Obergeschoß Holzstützen mit jeweils vier recht weit auskragenden Kopfhölzern. Die Unterzüge sind weitgehend sichtbar belassen, ebenso der neue, stählerne Dachstuhl über dem Tennentrakt. Das alte Treppenhaus im Eingangstrakt besteht aus Buntsandstein, das neue des Darrturms ist mit Kunststeinplatten belegt. Die Wände sind verputzt und weiß gestrichen, Türen und Raumteiler in Leichtbauweise sind großflächig und farbig gehalten.

Der neu errichtete, zweigeschossige Foyerbau legt sich L-förmig und schiefwinklig um Nord- und Westfassade des Tennentraktes und verdeckt diesen zur Hälfte. Das Foyer zeigt hauptsächlich Glasfassaden, durch grau gestrichene Rahmungen in ein Raster unterteilt. Lediglich im Erdgeschoß ist ein Teil der Außenwände aus sichtbar belassenen, farbig gestrichenen Hohlblocksteinen gemauert. Das Flachdach überkragt den Eingangsbereich an der Schmalseite und wird dort von schlanken Betonstützen unterfangen. Im Innern blieben die Wände des Tennentraktes sichtbar.

Die alte Mälzerei in Mosbach dokumentiert, zusammen mit der Villa des Unternehmers, dem Sudhaus und den Eiskellern, die Geschichte der industriellen Bierbrauerei der Jahrhundertwende. Die qualitätvolle Architektur blieb in weiten Teilen erhalten und konnte mit wenigen Substanzverlusten einer neuen Nutzung zugeführt werden, die den Erhalt des Kulturdenkmals sichert. Die Ablesbarkeit der ursprünglichen Nutzung wurde durch die Sanierung nicht geschmälert, was mit der teilweisen Verdeckung des Altbaus durch das neue Foyer versöhnt.

Dr. Ute Fahrback-Dreher
LDA · Bau- und Kunstdenkmalpflege
Durmersheimer Straße 55
76185 Karlsruhe

lender finanzieller Mittel im Sommer 1994.

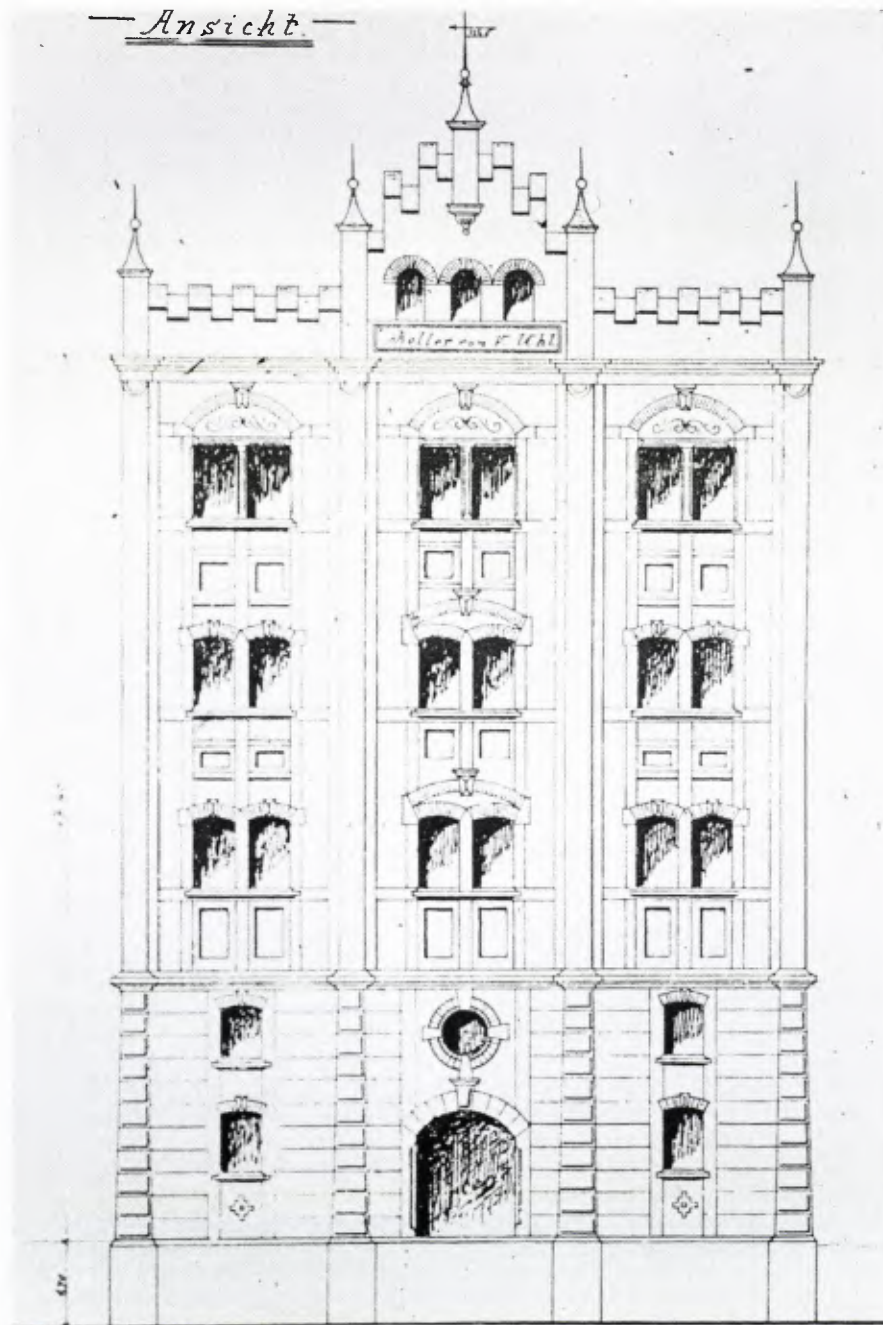
Im Anschluß daran untersuchte man den älteren Gedanken, die Stadthalle in der Alten Mälzerei unterzubringen. Im Oktober 1994 beschloß der Stadtrat die Durchführung dieser Maßnahme. Entsprechend der Raumstruktur wurden im Tennentrakt Zuschauerraum und Bühne untergebracht. Einige der noch vorhandenen Stützen mußten dieser Umnutzung weichen. Im Eingangstrakt und im Darrturm wurden Nebenräume, Verwaltung, Seminarräume und ein Gastronomiebetrieb eingerichtet. Die Dachneigung des abgängigen Asbestzementdaches wurde beibehalten; das neue Dach ist über dem Tennentrakt als solches kenntlich gemacht. Die wenigen erhaltenen Details der Innenausstattung wurden weiter verwendet: alle Stützen, mit Ausnahme derer im Tennentrakt, das alte Treppenhaus aus Buntsandstein mit gußeisernem Geländer, zwei Metallfenster und ein Teil des alten Fliesenfußbodens im Erdgeschoß.

Da das Raumprogramm im bestehenden Gebäude nicht untergebracht werden konnte, wurde das Foyer angebaut.

Das Äußere des Altbaus zeigt sich als unverputzter Mauerwerksbau. Sein Sockelgeschoß besteht aus grob behauenen Buntsandsteinquadern. Gelber Sandstein findet sich an allen Fensterbänken des Gebäudes. Ansonsten sind die Wandflächen der Obergeschosse aus rotem, die Wandvorlagen aus gelbem Backstein errichtet, wobei sich in das Gelb der Gesimse und Lisenen wiederum der rote Backstein als Verzierung mischt. Der Eingangstrakt ist durch mehrschichtige Wandvorlagen und den segmentbogigen Scheingiebel betont. Hier und am Tennentrakt, der einfacher gegliedert ist, wechseln sich einfache und gekuppelte Fenster mit segmentbogigen Stürzen ab. Das flach geneigte Satteldach über dem Tennentrakt ist in der Ansicht und der Dachuntersicht mit einer silberfarbigen, stark profilierten Blechverkleidung betont und gibt

Vom nutzlosen Eiskeller zur modernsten Kletterhalle Deutschlands

Bernhard Laule

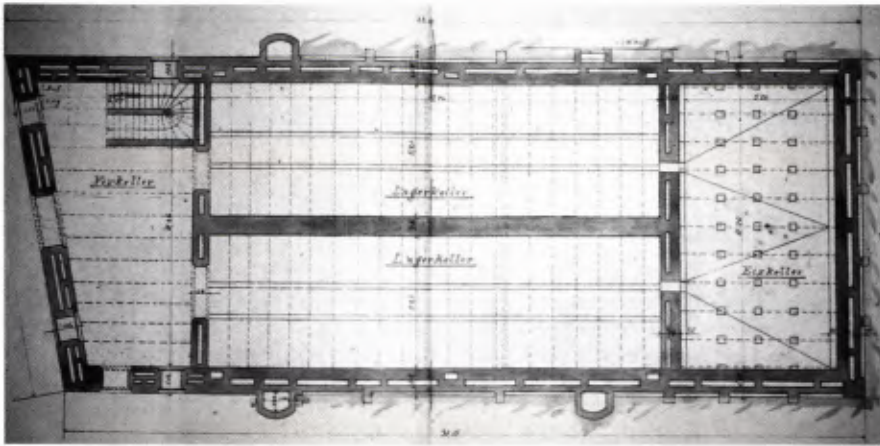


■ 1 Ansicht der Nordfassade des „Engelkellers“, Balinger Straße 7 in Rottweil, aus dem Baugesuch von 1899.

Östlich der Rottweiler Kernstadt in der Verlängerung der Unteren Hauptstraße ließ 1899 Victor Uhl junior durch die Brauerei-Ingenieure Hägele und Mayer aus Ulm einen äußerst impo-

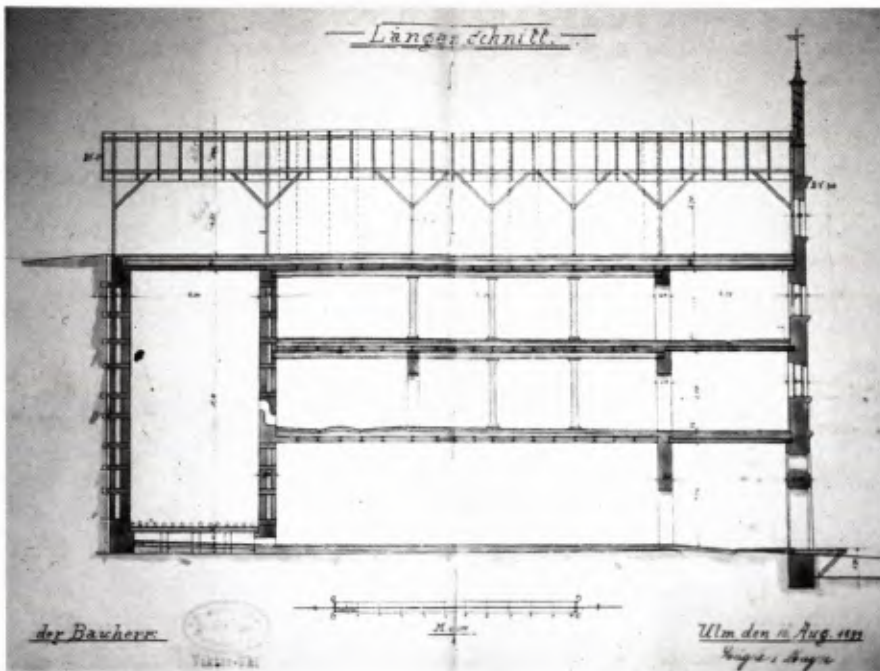
santen „Eis-, Gähr- und Lagerkeller“ errichten (Abb. 1–3). Der sogenannte Engelkeller gehörte als Betriebserweiterungsbau zum gleichnamigen Gasthaus am Friedrichsplatz/Engelgasse in

der Kernstadt von Rottweil. Den starken Geländeabfall zum Neckar nutzend, reicht der viergeschossige Bau mit seinen Kellern und Lagerflächen weit in den aufgehenden Fels, so daß



■ 2 „Engelkeller“ in Rottweil, Grundriß „Lagerkeller“ aus dem Baugesuch von 1899 (heutige Bezeichnung: 3. UG).

■ 3 „Engelkeller“ in Rottweil, Längsschnitt S-N aus dem Baugesuch von 1899.



schoß war der „Faßkeller“ als große Halle konzipiert. Später wurden daraus „Faßremise“ sowie „Wagenremise“ und eine kleine Wohnung, nach 1937 eine Autowerkstatt.

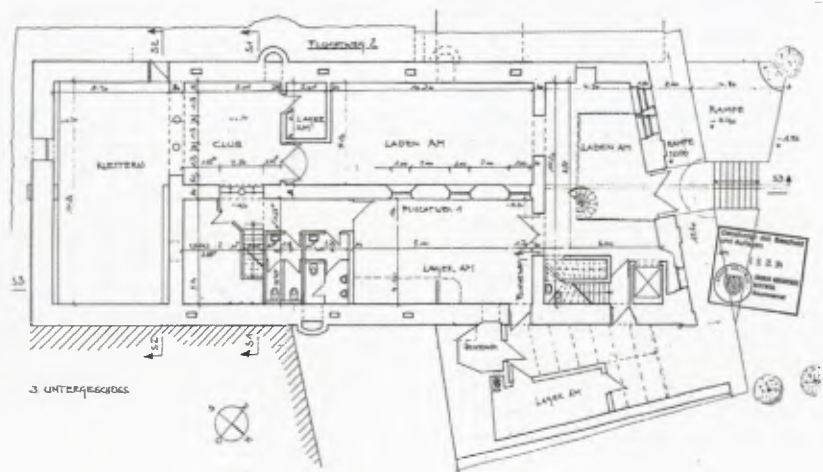
Der konstruktive Aufbau wird durch ein klares statisches System gekennzeichnet, das aus der konsequenten Grundrißlösung resultiert. Als Materialien wurden dafür, wie im Baugesuch von 1899 ausgewiesen, „Umfassungs- & Zwischenwände aus Bruch- & Backsteinmauerwerk sowie Beton“ eingesetzt. Ursprünglich war eine „Dachdeckung aus Wellblech“ vorgesehen. Grundrisse und Schnitte zeigen die konstruktiven Besonderheiten und die für einen Brauereikeller des späten 19. Jahrhunderts charakteristischen technischen Vorkehrungen wie Isolation, Zweischaligkeit des Mauerwerks, Entwässerung, Be- und Entlüftung sowie Beschickungsöffnungen. Sie lassen erkennen, wie der Kellerbau, getrennt vom aufgehenden Fels, frei in den Hang hineingestellt ist. So blieb zwischen dem anstehenden Fels und den Mauern ein schmaler Schacht offen. Die spezielle Bauaufgabe erforderte unkonventionelle technische Lösungen und ungewöhnliche Konstruktionsweisen, die schließlich nach den damals gültigen Gestaltungsprinzipien dekoriert wurden.

seine südliche Giebelseite nur mit dem obersten Vollgeschoß, der ursprünglichen Faßhalle, in Erscheinung tritt. Die mächtige talseitige Nordfassade wurde vor der Kulisse der Kernstadt als eindrucksvolle Schaufront mit einer reich gegliederten, symmetrisch-dreiteiligen Fassade ausgebildet (Abb. 1).

Eine geputzte Bandrustizierung und bossierte Vorlagen lassen das massive Sockelgeschoß trutzig erscheinen. Es bietet Raum für einen „Vorkeller“ bzw. „Abfüllkeller“ sowie für zwei parallel laufende „Lagerkeller“ und für den tief im Fels liegenden hohen „Eiskeller“ (Abb. 2). Darüber erhebt sich eine imposante dreiachsige Klinkerfassade, die von Pilastern gegliedert und mit zweiteiligen Fenstern durchsetzt ist. Im Vergleich damit wirken die abschließenden Zinnen verspielt. Auf den „Gährkeller“ mit „Abfüllkeller“ und „Vorkeller“ im 1. Obergeschoß folgen im 2. Obergeschoß ein iden-

tisch aufgeteilter Grundriß mit „Vorkeller“, „Salzkeller“, „Lagerhalle“ und wieder der über drei Geschosse reichende „Eiskeller“. Im obersten Ge-

■ 4 Grundriß 3. UG, Ebene 1, aus dem Bauantrag von 1994 (ehemaliger „Lagerkeller“; unterste Ebene).





■ 5 Blick zur Decke der Kletterhalle.

■ 6 Kletterhalle des Outdoorzentrums „aqua Monte“ im ehemaligen „Eiskeller“ der „Engelbrauerei“ in Rottweil.

Mehrere Besitzerwechsel und die allgemeine Stagnation bei kleineren und mittleren Brauereien erforderten schon früh die Umnutzung in einem Teilbereich. Hiervon war aber nur das ursprüngliche Faßlager mit der Wagenremise und der Wohnung im obersten Geschöß betroffen, das 1937 für die Bedürfnisse eines Autohauses umgebaut wurde. Der Ursprungsbau aus dem ersten Baugebrauch von 1899 blieb im wesentlichen unverändert. Später war dieses Kellergebäude lange nur zu Lagerzwecken genutzt.

Eine Wiederbelebung des ehemaligen „Engelkellers“ schien unmöglich. Die baulichen Vorgaben ließen eine andere Nutzung kaum möglich erscheinen. Allenfalls das oberste, bereits veränderte Geschöß oder die zum Talgiebel orientierten Teilflächen boten eingeschränkte Nutzungsmöglichkeiten, welche freilich bauliche Veränderungen notwendig gemacht hätten.

Der Nutzung des obersten Geschößes und der damit notwendig verbundenen Unterhaltung und Sicherung des sehr solide gebauten „Engelkellers“ ist es zu verdanken, daß eine akute Gefahr aufgrund bautechnischer Mängel nie bestand, und daß Zeitdruck aus technischen Gründen ausgeschlossen war. Wirtschaftliche Überlegungen blieben außen vor, so daß der Phantasie und dem unter-

nehmerischen Mut und Investitionswillen eine Chance gegeben werden konnte.

Denkmalpfleger bemühen sich, einfallreich und flexibel zu sein. Dies reicht bei der Suche nach Nutzungen für ein Kulturdenkmal, das seine angestammte Funktion verloren hat, in der Regel nicht aus. Eine gute, dem Kulturdenkmal angemessene Nutzungsidee, ein architektonisches Konzept dafür, ein unternehmerisches Ziel, ein risikofreudiger Betreiber und ein investitionswilliger Eigentümer sind als Grundlage unerläßlich. Die Denkmalpflege braucht Partner mit außergewöhnlichen Ideen, um für schwierige denkmalpflegerische Aufgaben wie Umnutzungen gute Lösungen zu finden. Kommt eine solche Verbindung zustande, so wird auch unsere Arbeit hilfreich, interessant und erfolgsversprechend.

So wurde die Denkmalpflege hier von Eigentümer, Nutzer und Architekten mit der Idee, im „Engelkeller“ ein Out-

doorzentrum einzurichten, überrascht, ja konfrontiert, und es wurde ein Konzept vorgelegt, das, wie unten dargestellt, mitgetragen, unterstützt und in den letzten Jahren umgesetzt wurde.

Das Outdoorzentrum mit der Firmenbezeichnung „aqua Monte“ umfaßt sehr unterschiedliche Abteilungen, die es sinnvoll aufeinander abzustimmen galt. Differenziert waren auch die Anforderungen an die Räumlichkeiten für die einzelnen Funktionsbereiche. Das Angebot des Outdoorzentrums reicht vom Sportshop über ein Büro für Erlebnisreisen, einen Club mit Bistro und einer Sauna bis zum Herzstück der Anlage, Deutschlands modernster Kletterhalle. Dieser Hauptfunktion waren die erforderlichen Nebenräume wie Sanitäranlagen, Lager, Personalraum und Büro zuzuordnen.

Die Haupterschließung erfolgt über das große Tor im Sockelgeschöß auf der Nordseite (Abb. 4). Hier im ehemaligen „Vorkeller“ wurde aus be-





■ 7 Nordfassade des ehemaligen „Engelkellers“ in Rottweil nach der Außeninstandsetzung 1997.

trieblichen und räumlichen, belichtungstechnischen und erschließungsorganisatorischen Gründen der Sportshop für Kanu, Klettern, Trekking und Tauchen eingerichtet. Die große Raumhöhe ermöglichte durch das Einhängen einer Galerie in Stahlkonstruktion die erforderliche Erweiterung der Nutzfläche, ohne dabei die Ablesbarkeit des ursprünglichen Raumes zu stören. Vom Geschäft aus erfolgt auch die weitere Erschließung der anderen Funktionsbereiche einschließlich des Zugangs zur nächsten Hauptebene auf dem Niveau des ehemaligen „Gährkellers.“ Das historische Treppenhaus und der in den 60er Jahren bereits installierte Aufzug blieben bestehen. Im westlichen, großen Keller setzt sich der Laden fort. Eine eingestellte Wandscheibe mit einer Kammer und darüberliegender Empore trennt den Verkaufsbereich vom Club

mit Bistro und der Sporthalle. Zur Nutzung des ehemaligen „Eiskellers“ wurde in diesem Geschöß ein Zugang geschaffen, der auch eine optische Verbindung zwischen Club/Bistro und Halle für die Besucher sein soll.

Der mächtige, 12 Meter hohe dreigeschossige Keller am Südennde des Baus nimmt heute die Kletterhalle auf (Abb. 5; 6). An einem vor die Wand gestellten und daran verankerten Stahlgerüst und unter der Decke sind die Kunstfels- bzw. Strukturplatten mit den über 1200 Griffen befestigt, die Klettern im 4. bis 10. Schwierigkeitsgrad bei bis zu 20 Metern Routenlänge ermöglichen. Eine Hydraulik läßt die Neigung der Kletterwand bis zu einem Überhang von 45 Grad zu. Ein Deckenausschnitt läßt Licht in die Kletterhalle und stellt eine Sichtverbindung zur obersten Geschoßebene

ne her. An baulichen Veränderungen waren hier noch ein Sicherheitsausstieg unter der Decke sowie ein zweiter Fluchtweg erforderlich. Das eine konnte mittels einer kleinen Gitterrostplattform und eines Wanddurchbruchs in ca. 10 Meter Höhe, das andere mittels eines Wanddurchbruchs unten erfolgen. Der Fluchtweg selbst wird durch den seit der Erbauung bestehenden Schacht (s.o.) zwischen Fels und Mauerwerk gebildet. Eine ebenfalls neu geschaffene Verbindung zwischen den beiden parallel laufenden „Lagerkellern“ bildet den Zugang zu Umkleide- und Sanitäräumen sowie zur Sauna im neu geschaffenen Zwischengeschöß. Damit teilt sich heute der nördliche „Lagerkeller“ in die neue zweigeschossige Zone und das in ursprünglicher Höhe erhaltene Lager des Sportshops. An der gut befensterten nördlichen Giebelseite wurden in der zweiten Hauptebene, dem heutigen 2. Untergeschöß, das Büro und der Personalraum angeordnet. Im ehemaligen „Gährkeller“ und in den übrigen Räumen des darüberliegenden 1. Untergeschößes (dritte Hauptebene) befinden sich die Lagerräume des Fahrradgeschäftes vom Erdgeschöß (oberste, vierte Hauptebene), das direkt von der Balinger Straße zugänglich ist.

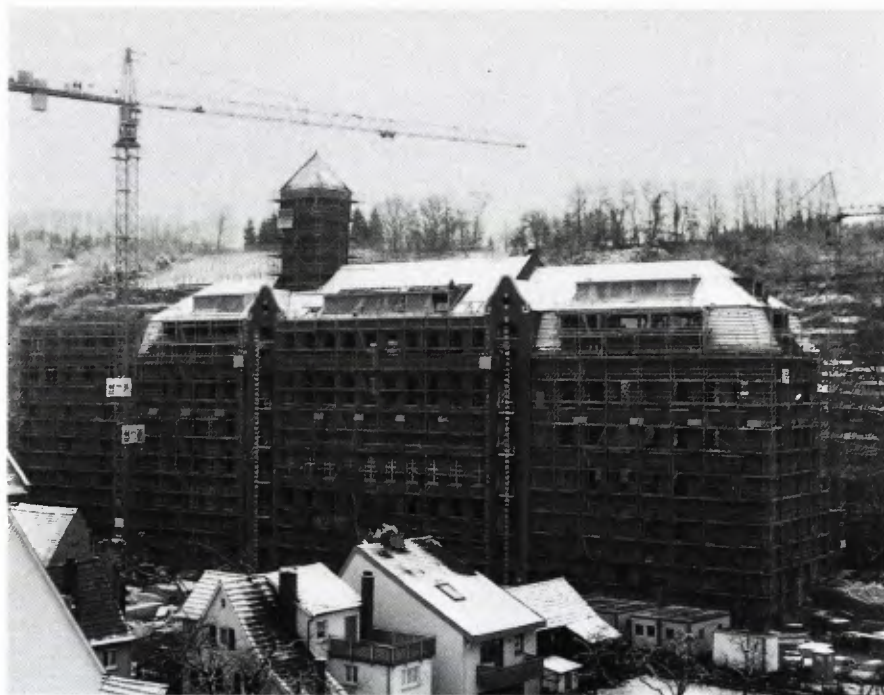
Die aus der Bauzeit erhaltenen Be- und Entlüftungsschächte, wie sie aus den Baugesuchsplänen von 1899 ersichtlich sind, wurden beibehalten und teilweise reaktiviert. Um den ursprünglichen Charakter des Kellergebäudes zu erhalten, blieb die Gestaltung sehr sachlich. Die Behandlung der Wand- und Deckenflächen wurde in einfacher Putztechnik teils als geschlämmte Oberflächen ausgeführt. Da historische Bodenbeläge nicht zu berücksichtigen waren, wurde in den Haupträumen Terrazzo verlegt. Nur an wenigen Öffnungen waren neue Fenster erforderlich. Die Mehrzahl der Fenster stammt aus der Bauzeit. Diese sind von Anfang an als Kastenfenster mit einem äußeren Holz- und einem inneren Stahlfenster ausgebildet gewesen. Mit der Reinigung der Klinkerfassade im Puderwirbelstrahlverfahren wurde der Tarnanstrich entfernt und die Umnutzungs- und Instandsetzungsmaßnahme 1997 abgeschlossen.

Dr. Bernhard Laule
LDA · Bau- und Kunstdenkmalpflege
Sternwaldstraße 14
79102 Freiburg/Breisgau

Rommelmühle in Bissingen

Getreidemühle wird ökologisches Kauf- und Wohnhaus

Judith Breuer



■ 1 Rommelmühle von Süden während der Bauarbeiten, Dezember 1997.

Die Rommelmühle am Südufer der Enz in Bietigheim-Bissingen stellt eine Sachgesamtheit von Fabrikations-, Ökonomie- und Wohngebäuden aus der Zeit zwischen 1850 und 1934 dar. Sie ist benannt nach Karl Rommel (1828–1914), der die Mühle seit 1854 betrieb und industriemäßig ausbaute.

Dominantes Gebäude der Anlage ist die parallel zum Flußlauf stehende eigentliche Getreidemühle, ein fünf- bis sechsgeschossiger Backsteinbau. Er wurde 1906 durch den renommierten Industriearchitekten Philipp Jakob Manz (1861–1931) anstelle eines 1904 abgebrannten Mühlengebäudes errichtet. Der Bau zeichnet sich durch ein Mansarddach mit asymmetrisch aufsitzendem Turm und an der ortszugewandten Front durch zwei Risalite unter jugendstilgemäßen Schweifgiebeln aus. Der westlich anschließende hohe Silobau mit Kern von 1903 wurde 1934 ebenfalls von Manz in seine heutige Gestalt gebracht.

Die Mühlenanlage wurde bis Januar 1997 durch die Stuttgarter Bäckermüh-

len, dem einstmals größten Weizenverarbeiter Baden-Württembergs, betrieben. Seit 1992 bestand jedoch die Absicht, den Mühlenbetrieb zu verlagern und die Rommelmühle zu veräußern.

Im November 1995 fand das erste Gespräch zwischen den heutigen Bauherren, einer ökologisch orientierten Gemeinschaft von Architekten aus Bönnigheim, und dem Landesdenkmalamt statt. Die Architektengemeinschaft plante schon damals den Umbau der Gebäudegruppe „Rommelmühle“ zu einem ökologischen Wohn- und Dienstleistungskomplex. Im Juni 1996 war, nach mehrfachen Abstimmungsgesprächen mit den zuständigen Behörden, das Baugesuch erarbeitet, welches im November 1996 durch das Landratsamt als Wasserrechtsbehörde genehmigt wurde.

Das eigentliche Mühlengebäude wird nun zu einem ökologischen Warenhaus in den unteren Geschossen und Eigentumswohnungen in den beiden oberen Geschossen und im Dach

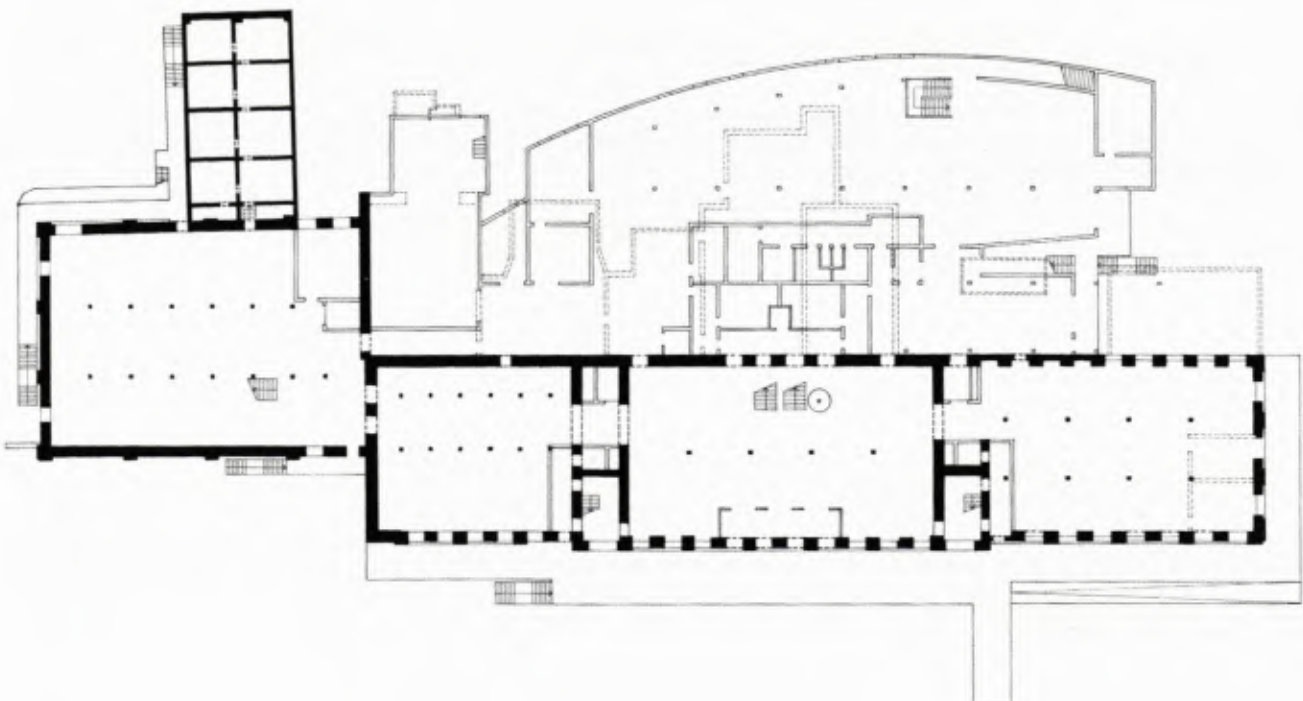


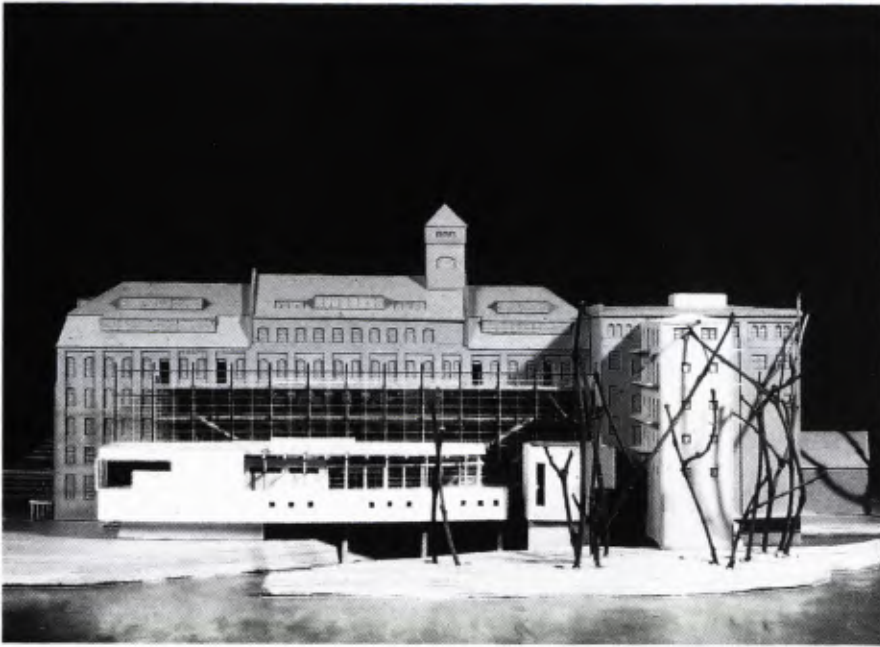
■ 2 Turbinenraum der Rommelmühle, Zustand 1996.

ausgebaut. Es entstehen auf 9500 qm Gewerbefläche u. a. ein Möbel-, ein Heimwerker-, ein Leder- und ein Naturkostgeschäft. In den neuen, durch einen transparenten Gelenkbau abgesetzten Anbauten an der Nordseite werden Technik- und Lagerräume, die Haupterschließungstreppe sowie ein Vollwertrestaurant und eine Brauereigaststätte untergebracht.

Die 16 Wohnungen, die auf den 2300 qm der oberen Geschosse des Baudenkmals vorgesehen sind, werden im Rohbau an die Käufer weitergegeben, die den Ausbau selber finanzieren und diesen damit steuerlich erhöht abschreiben können.

■ 3 Erdgeschoß der Rommelmühle, überplant als ökologisches Warenhaus. Genehmigungsplanung von Juni 1996 der Archi Nova, Bönningheim. M. 1:600.





■ 4 Modell des Waren- und Dienstleistungshauses Rommelmühle von der Enzseite gesehen. Modell ArchiNova, Bönningheim.

Die Wasserkraftanlage, in der die drei Turbinen von 1905 und 1935 weiterarbeiten, dient der Versorgung der Gebäude mit Strom und Wärme. Die überschüssige Energie wird ins öffentliche Netz eingespeist.

Die nicht mehr originale Mahleinrichtung der Rommelmühle wurde nach Marokko zur Wiederverwendung verkauft.

Um eine Nutzung des hochwassergefährdeten Erdgeschosses zu ermöglichen, gestanden die Denkmalschutzbehörden eine Anhebung des dortigen Fußbodenniveaus, fortan erschlossen durch Stege, zu.

Vom Innenausbau erhalten aber bleiben u. a. die Holzstützen im Silobau, die Stahlstützen im Mühlengebäude, welche vom Erd- bis ins dritte Obergeschoß die großen, weiterhin hallenartigen Räume bestimmen, die Treppenhäuser in den Risaliten mit ih-

ren Terrazzotreppen, ferner die Dachkonstruktion, wobei die Binder sichtbar bleiben, sowie – wenn auch versetzt – eine der spindelförmigen Sackrutschen.

Wegen des kritischen Erhaltungszustands und des Vorhandenseins nur eines kleinen Oberlichtflügels verzichteten die Denkmalschutzbehörden bei den Fenstern auf eine Erhaltungsforderung. Die Fenster werden nun ersetzt durch gleichartig sprosierte Holzfenster.

Die Fertigstellung des Wohn- und Dienstleistungskomplexes „Rommelmühle“ ist für September 1998 vorgesehen.

Dr. Judith Breuer
LDA · Bau- und Kunstdenkmalpflege
Mörikestraße 12
70178 Stuttgart

Ulm, Römerstraße 21

Umbau eines Fabrikgebäudes in Wohnungen

Günter Kolb



■ 1 Ulm, Blick von der Römerstraße auf das Fabrikgebäude der ehem. Schirmfabrik.

Der Fabrikbau des 19. und frühen 20. Jahrhunderts spielt im Ulmer Stadtbild heute nur noch eine untergeordnete Rolle, obwohl die Ulmer Industrie um die Jahrhundertwende einen gewaltigen Aufschwung erlebt hatte und mit ihren ausgedehnten Fabrikanlagen im Osten und Westen der Altstadt sowie im Blautal bis vor wenigen Jahren die Stadt nachhaltig prägte. Die Aufgabe dieser innerstädtischen Standorte und die Verlagerung der Fabriken an die Peripherie bedeutete für die Stadt die Chance einer städtebaulichen Neuordnung dieser Areale, die mit unterschiedlichen Konzepten tatkräftig in Angriff genommen wurde. So sind auf dem Gelände der Wielandwerke und des Magiruswerkes I moderne Wohnviertel entstanden, im letztgenannten Fall unter Erhaltung und denkmalgerechter Umnutzung des Produktions- und Verwaltungsgebäudes an der Schillerstraße, das 1912 nach Plänen des bedeutenden Stuttgarter Architekten Philipp Jakob Manz errichtet und 1916 vom Ulmer Architekten Ernst Rettich erweitert worden war. Vom letztgenannten Architekten stammt auch das

repräsentative Fabrikgebäude an der Römerstraße, dessen Umbauplanung zu Wohnungen hier kurz vorgestellt werden soll.

Der stattliche L-förmige Bau mit ausgebauten Mansardwalmdächern besteht aus einem dreigeschossigen Straßen- und einem zweigeschossigen Seitenflügel, der sich in die Tiefe des Grundstückes erstreckt. Er wurde im Jahre 1913 für die Schirmfabrik Hugendubel u. Cie. an einem tiefen Werkhof errichtet und über eine Durchfahrt im Vorderhaus erschlossen. Wie der Lageplan des Baugesuchs belegt, lag das Gelände noch außerhalb der Stadt auf freiem Feld. War zunächst für den fraglichen Abschnitt der Römerstraße anscheinend eine gewerbliche Entwicklung ins Auge gefaßt, so setzte sich nach dem 1. Weltkrieg die Wohnbebauung in dem neuen Stadtviertel durch. Daß das Fabrikgebäude sich nahtlos in den Straßenraum einfügt, ja eine Bereicherung des Stadtbildes darstellt, belegt seine hohe gestalterische Qualität, die sich in den fein differenzierten, klassischen Gestaltungsprinzipien



■ 2 Ostansicht des Gebäudes, Ecke Römerstraße.

verpflichteten Rasterfassaden ausdrückt, ohne die Funktion der Architektur zu verleugnen.

Seit Beginn der Industrialisierung in Deutschland um die Mitte des 19. Jahrhunderts hatte sich, bedingt durch den Maschinenantrieb mittels Transmissionen, für Produktionsgebäude der mehrgeschossige Hallenbau durchgesetzt, wobei das Bestreben nach möglichst unverstellten, übersichtlichen und gut belichteten Geschoßebenen ging, die gleichsam übereinander gestapelt wurden. Bestanden die Traggerüste, mit denen diese Zielsetzung zu erreichen war, analog den Speicherbauten zunächst aus Holz, trat wenig später vielfach das Eisen an seine Stelle und seit der Jahrhundertwende der Eisenbetonbau, der hohe Tragkraft, Offenheit und Flexibilität in der Gebäudestruktur mit rationeller Ausführung durch genormte Stütz- und Tragelemente sowie großer Feuersicherheit verband. Speziell in Ulm mit seiner langen Tradition der Zementherstellung setzten sich die zukunftsweisenden Konstruktionsprinzipien des Stahlbetonbaus schnell durch.

Ein anschaulicher Beleg dafür ist das Fabrikgebäude der Firma Hugendubel. In seinem Innern sind die weiten zweischiffigen Fabrikationshallen, die jeweils ein ganzes Vollgeschoß einnehmen, lediglich von schlanken Vierkantstützen in weitem Abstand verstellt. Sie tragen zusammen mit den Mauerpfeilern der Fassaden den Balkenraster der Betondecken und ermöglichen so auch eine weitgehende Fassadenöffnung in großen Fenstern, die die Hallen von zwei Seiten belichten. Am Schnittpunkt der beiden Gebäudeflügel erweitert sich das Raster zur Dreischiffigkeit. Hier sind hofseitig

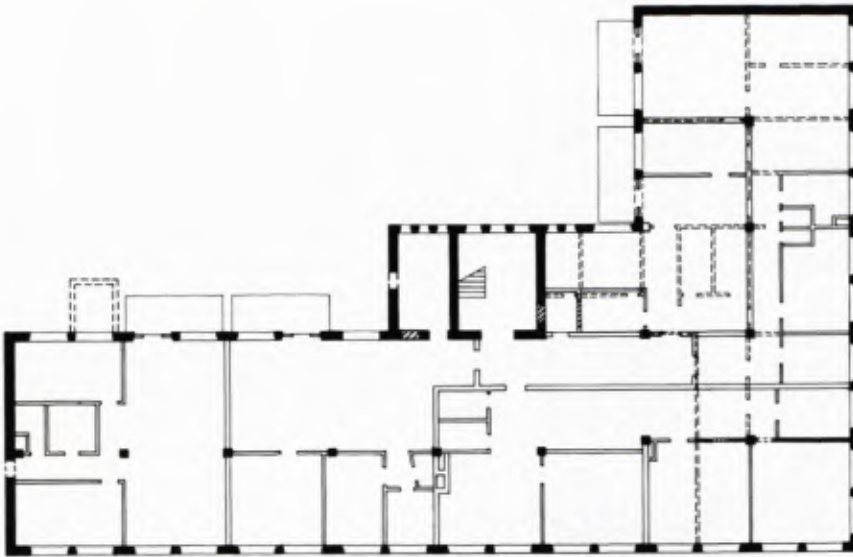
das Treppenhaus, der Aufzug sowie Toiletten und Waschräume angefügt, während alle anderen Sondernutzungen, wie Büroräume und Musterzimmer, einfach durch beliebig in den Konstruktionsraster eingestellte Leichtbauwände abgeteilt wurden. So weist die konsequente Anwendung der neuen Konstruktionsprinzipien auf die moderne Architektur des 20. Jahrhunderts voraus.

Hingegen ordnet sich die bauliche Erscheinung des Fabrikgebäudes in die stilistische Entwicklung der Bauzeit ein, die unter dem Einfluß der Stilbewegung sich einer strengen, den Baukubus betonenden Architektursprache bedient, ohne auf die klassische Proportionierung, z.B. in Sockel, Pfeiler und Gesimse, sowie auf sparsame, assoziativ eingesetzte Ornamentik gänzlich zu verzichten. So wird auf den Fassaden ein flach geschichtetes, graphisch wirkendes, subtiles Oberflächenrelief erzeugt, dem sich die großen Fensteröffnungen durch ihre feingliedrige Vergitterung mittels differenzierter Sprossierungen vorzüglich einfügen. Im einzelnen dürfte hier der Einfluß des überaus erfolgreichen Stuttgarter Industriearchitekten Philipp Jakob Manz für Ernst Rettich prägend gewesen sein, wobei gerade bei der Gestaltung der Straßenfassade die persönliche Handschrift Rettichs aufscheint.

Das L-förmige Gebäude ist auf die Ansicht aus der Diagonalen berechnet. Aus dieser Perspektive kommt die kubische Erscheinung der beiden Gebäudeflügel mit ihren mächtigen Dachhauben, aber auch ihre unterschiedliche Höhe besonders zum Tragen. Trotz einheitlicher Fassadenstruktur, der ein Raster aus breiten und schmalen Mauerpfeilern im Wechsel



■ 3 Zweischiffige Fabrikationshalle im 1. OG vor dem Umbau.



■ 4 Planung Umbau 1. OG für Wohneinheiten. M. 1:400.

zugrunde liegt, so daß jeweils zwei Fensterachsen einander zugeordnet sind, wird im einzelnen in Material, Gestaltung und Dekor je nach repräsentativer Bedeutung unterschieden. So weisen die Straßenfassaden des Kopfbaues Kunststeinoberflächen in unterschiedlicher, steinmetzmäßig erscheinender Bearbeitung auf – während die übrigen nur strukturierten Verputz tragen. Im Hochparterre sind statt der üblichen Rechteckfenster Korbogfenster angeordnet, die das Motiv des Fabriktores variieren. Auch ist der scharfkantige, geometrische Flächendekor hier ein wenig reicher. Die Front zur Römerstraße erhält durch die vier gekuppelten Dachhäuschen eine Mittelbetonung, die der Asymmetrie durch das Werkstor entgegen wirkt, während die Erstreckung des rückwärtigen Flügels mit seinen Atelierfenstern alleine durch ein mittiges Zwerchhaus unterbrochen ist. Weniger Sorgfalt wurde auf die Gestaltung der Hoffassaden verwendet, wo die klare Ordnung der Baukörper durch die angefügte Erschließung sowie den Höhenvorsprung etwas verunklärt ist.

Es erstaunt und spricht für die hohe handwerkliche Qualität, in welchem Zustand sich das Fabrikgebäude

befindet und wie wenige bauliche Veränderungen es in den 85 Jahren seiner Nutzung erfahren hat. Selbst die Außenputze und die Fenster sind bauzeitlich und dank regelmäßiger Pflege auch in Zukunft erhaltungsfähig. Dabei wechselte die Fabrik schon während des 1. Weltkrieges den Besitzer, wie aus dem Baugesuch für den Zubau einer Lackschmelze hervorgeht, und wurde etwa seit dem 2. Weltkrieg als Lager für den Pharmagroßhandel genutzt.

Es sind also vielfältige gewerbliche Funktionen, denen die offene Struktur der Baulichkeiten unverändert zugeführt werden konnte. Hingegen setzen sie einer Umnutzung für Wohnzwecke erhebliche Widerstände entgegen, da gerade die weiten, unvertellten Fabriksäle durch die Unterteilung in abgeschlossene Wohneinheiten mit ihrer zwangsläufigen Nutzungsdifferenzierung dem baulichen Charakter der Architektur widersprechen. Als sich in den letzten Jahren die Aufgabe der gewerblichen Nutzung für dieses Kulturdenkmal abzuzeichnen begann, galt es also, die notwendigen Unterteilungen auf ein Minimum zu beschränken und so zu gestalten, daß die kennzeichnende Offenheit der räumlichen Struk-

tur möglichst erhalten und erlebbar bleibt.

Dies ist durch die vorliegende, genehmigte Planung im Rahmen des nutzungsbedingt Möglichen vorzüglich gelungen. Während die Außenfassaden keinerlei Veränderung erfahren und zum Innenhof lediglich Balkone als leichte Stahlkonstruktionen angefügt werden, ordnen sich die Trennwände im Innern dem konstruktiven Raster ein. Beinahe alle Zwischenwände sind auf diesen Raster bezogen und selbst die Trennwände zwischen den einzelnen Wohneinheiten lassen den Betonstützen und -deckenbalken ihre Dominanz. Die Wohnungen werden über das historische Treppenhaus erschlossen, die ehemalige Verwaltung behält ihre gewerbliche Funktion. Im Dachgeschoß zur Straße war schon immer eine Wohnung untergebracht und im Untergeschoß wird die Halle als Tiefgarage adaptiert. Als vorteilhaft erweist sich zudem, daß der Seitenflügel durch das Ersetzen von neueren Nebengebäuden bis an die rückwärtige Grundstücksgrenze verlängert werden kann und wichtige Funktionen für den Altbau, wie die Tiefgaragenzufahrt, aufnimmt.

So verspricht dieses Projekt zu einem vorbildlichen Beispiel für die an sich problematische Wohnnutzung eines historischen Fabrikbaues zu werden, indem alle wesentlichen Merkmale seiner überlieferten Erscheinung auch in Zukunft ablesbar bleiben. Dabei hat sich das denkmalverträgliche Planungskonzept auch als wirtschaftlich tragfähig erwiesen und widerspricht so landläufigen Vorstellungen von der investitionshemmenden Wirkung des Denkmalschutzes.

Dr. Günter Kolb
LDA · Bau- und Kunstdenkmalpflege
Gartenstraße 79
72 074 Tübingen

Höpfingen, Ziegelei wird Gesamtkunstwerk

Ute Fahrbach-Dreher



■ 1 Höpfingen, Ziegelei. Ansicht des Ofen-trakts von Südwesten.

Die Ziegelei in Höpfingen (Neckar-Odenwald-Kreis), ein Bau von 1928, liegt außerhalb des Dorfes an der Straße nach Hardheim. Die Industrieanlage und eine Reihe von Wohnhäusern auf beiden Seiten der Bundesstraße bilden eine kleine Siedlung. Das Ziegelwerk besteht im wesentlichen aus drei Gebäudeteilen: Sumpfhalle, Pressenhaus und Ofen-trakt. An die Sumpfhalle mit ihren wenigen Nebenräumen stößt im rechten Winkel das dreigeschossige Pressenhaus an, dessen Inneres neben der eigentlichen Ziegelformerei auch Lager, Werkstatt u. a. aufnahm; wiederum rechtwinklig ist der ebenfalls dreigeschossige Ofen-trakt angebaut mit Brennöfen im Erdgeschoß und Trocknungsräumen in den Obergeschossen. Trotz der schmucklosen Fassaden bietet die Anlage durch verschiedene Erker und Anbauten sowie unterschiedliche Dachformen und -aufbauten ein abwechslungsreiches Bild. Der monumentale Charakter der Anlage entsteht durch die Beschränkung der Architektur auf wenige Merkmale: rote Ziegel, hochrechteckige Segmentbogenfenster und breitrechteckige Fenster mit geradem Sturz, Metallsprossen. Lediglich die Sumpfhalle hat eine einfache Lisenengliederung. Zum Ziegelwerk gehört weiter das separat stehende Pförtnerhaus, ein Tunnel unter der Straße und die Lehmgruben auf der anderen Straßenseite. Die Maschinen sind nicht erhalten.

In Höpfingen ist die handwerkliche Ziegelherstellung seit 1692 nachgewiesen. Die letzte Handziegelei brannte 1905 ab und wurde nicht wieder aufgebaut. Die alten Lehmgruben des Dorfes befanden sich am Ort der heutigen Ziegelei, der den Gewannamen „Unter der alten Leimen-grube“ trägt. 1897 errichteten Egid Stefan Kaiser, Friedrich Oskar Böhler, Georg Hermann Böhler und Josef Ferdinand Böhler das Ziegelwerk, das nach dem Grundbucheintrag von 1898 aus einem Ringofen, einem eininhalbstöckigen Trockengebäude darüber, einem Maschinenhaus, einem freistehenden Kamin und einer Trockenhütte bestand. Die Qualität der Produkte war nicht gut, wenn man dem Protokoll einer Ortsbereisung des Bezirksamtes Buchen aus dem Jahr 1898 Glauben schenken darf. Angeblich wurde deshalb schon kurz nach der Gründung der Betrieb um eine Dampfsäge erweitert. 1901 beschäftigte der Betrieb 30 Arbeiter, im Jahr 1907 sind, wie überall in Süddeutschland, Facharbeiter aus Italien tätig. Zunächst wurden die Ziegel mit Fuhrwerken nach Buchen, Walldürn und Tauberbischofsheim gebracht. Nach dem Bau der Nebenstrecke von Walldürn nach Hardheim im Jahr 1911 erhielt die Ziegelei einen Gleisanschluß.

1928 mußte das Werk nach einem Brand wiederaufgebaut werden, aber

schon 1931 waren wieder 65 Arbeiter tätig. Aus diesem Jahr gibt es eine Beschreibung des Betriebs. Mit einem Bagger wurde der Lehm abgebaut und durch Rollwagen in die Sumpfanlage gebracht. Die Schienen dieser Wagen sind im Tunnel noch erhalten. Von der Sumpfhalle wurde das Material wieder durch Rollwagen oder „auf schiefer Ebene mittelst Aufzug“ ins Pressenhaus transportiert und dort mit Maschinen gewalzt und geformt. Mit Absetzwagen wurden die Rohlinge auf die Trockenböden und von dort nach einigen Tagen in eine der 16 Brennkammern des Ringofens gebracht.

1969 wurde der unrentabel gewordene Betrieb eingestellt. Das Gebäude war dem Verfall preisgegeben, als es 1988 von dem Künstler Anselm Kiefer gekauft wurde. Im Werk des in Walldürn-Hornbach lebenden und in Buchen arbeitenden Künstlers erscheinen Darstellungen der dortigen Landschaft in Malerei und Fotografie. Bei seinen Streifzügen mag Anselm Kiefer die Ziegelei für seine Kunst entdeckt haben. Der Reiz des Industriebaus lag für ihn wohl in der Monumentalität der Gebäude, der Assoziation mit den Verbrennungsöfen in den KZ des Nationalsozialismus, dem ruinösen Zustand und den noch fühlbaren Elementen der Ziegelproduktion: Erde, Wasser, Luft und Feuer. Für die Industrieanlage war dies ein nicht

zu ahnender Glücksfall. Der Künstler erwarb das Anwesen, sanierte die verseuchten Böden, das Dach der Sumpfhalle und den baufälligen Kamin. Lediglich im Pressenhaus wurde ein Raum durch Glastüren abschließbar gemacht und für eine Heizmöglichkeit gesorgt. Im Laufe der Zeit wurde die Ziegelei zu einem begehbaren Gesamtkunstwerk umgewandelt. Sie ist Kernstück des umfassenden Projekts „Zweistromland“, in das auch ein Wald- und Wiesengelände bei Buchen einbezogen werden sollte.

Anselm Kiefer hat Walldürn und Buchen Anfang der neunziger Jahre verlassen, die Ziegelei blieb unverändert mit allen Kunstwerken erhalten. Inzwischen wurde das Areal von einem Ehepaar gekauft. Die beiden Sammler richteten in einem Teil des Pressen-

hauses eine Wohnung ein. Der weitest- aus größere Teil der Ziegelei bleibt den Werken Anselm Kiefers und der Kunstsammlung der Eigentümer vorbehalten. Die größten Veränderungen verursachte die Sicherung der Fenster und des Geländes gegen Einbrüche – ein Problem, das der Künstler selbst nicht gesehen hatte. Derzeit steht lediglich noch die Sanierung des Tunnels an, der für die Belastung der darüberführenden Bundesstraße nicht ausreichend ist. Selbst dieser Teil der Industrieanlage wird durch das Engagement der Eigentümer erhalten bleiben.

Das Ziegel- und Sägewerk von Kaiser und Böhler in Höpfigen ist die einzige erhaltene historische Ziegelei des Landkreises, einem Industriezweig, der vormals in mehreren Orten ver-



■ 2 Höpfigen, Ziegelei. Sumpfhalle mit Kunstwerken von Anselm Kiefer.



treten war (Aglasterhausen und Billigheim). Die Nutzung als Kunstraum, Museum und Wohnung kommt der denkmalpflegerischen Forderung nach Substanzerhalt und Wahrung des Erscheinungsbildes in einzigartiger und nicht wiederholbarer Weise entgegen.

Dr. Ute Fahrbach-Dreher
LDA · Bau- und Kunstdenkmalpflege
Durmshheimer Straße 55
76185 Karlsruhe



■ 3 Höpfigen, Ziegelei. 1. Obergeschoß des Ofentrakts.

■ 4 Höpfigen, Ziegelei. Erdgeschoß des Ofentrakts.

Das Rheinstahl-Werk in Stuttgart-Feuerbach

Eine Zwischennutzung als Containerdorf

Gertrud Clostermann



■ 1 Rheinstahl-Werk in Stuttgart-Feuerbach, erbaut 1923 von E. Fahrenkamp. Foto von 1925. Aus: Stuttgart, das Buch der Stadt. Hrsg. von F. Elsas, Stuttgart 1925.

Bereits im Nachrichtenblatt Heft 2 von 1991 berichteten wir über das Rheinstahl-Werk in Stuttgart-Feuerbach. Damals war das Abbruchgesuch für den Werkkomplex Anlaß, den Denkmalwert eines der prägnantesten Industriebauten der Zwanziger Jahre in Stuttgart ausführlich zu würdigen.

Auf dieser Grundlage kann sich die folgende Beschreibung des Kulturdenkmals auf eine Zusammenfassung der wesentlichen Merkmale des Gebäudekomplexes beschränken.

Das Rheinstahl-Werk wurde 1923 im Gewerbe- und Industriegebiet zwischen Stuttgart und (heute Stuttgart-) Feuerbach auf dem sogenannten Pragsattel nach den Plänen des Architekten Prof. Emil Fahrenkamp erbaut. Auftraggeber war die Stuttgarter Tochtergesellschaft der Rheinischen Stahlwerke Duisburg, für die Fahrenkamp zwischen 1921 und 1924 auch in Berlin, Düsseldorf, Frankfurt, Hamburg u. a. Industrieanlagen erstellte. Charakteristisch für seine Entwürfe sind modern-sachliche, oft gestaffelte Baukörper, deren zumeist in Backstein ausgeführte Fassaden eine sparsame, vorwiegend horizontale Durchgliederung aufweisen.

Im Feuerbacher Rheinstahl-Werk sind diese für Fahrenkamps Schaffen typischen Charakteristika exemplarisch vereint und bis heute anschaulich dokumentiert, obwohl nach dem Krieg die Werksanlage durch wenig qua-

litätvolle Erweiterungsbauten erheblich vergrößert worden war.

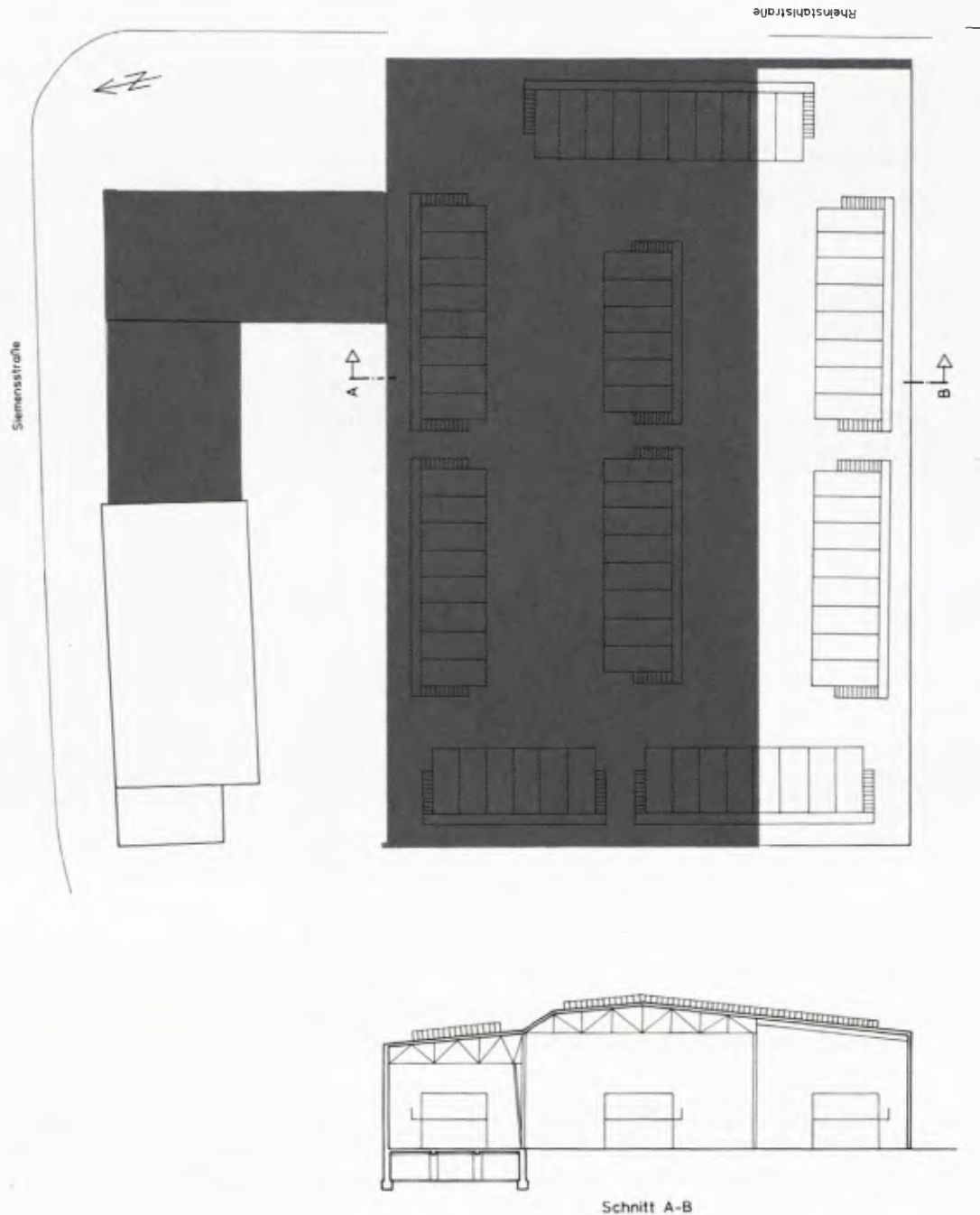
Das Kulturdenkmal besteht aus der dreischiffigen Werkshalle in ihren Abmessungen von 1923 und einem an sie versetzt rechtwinklig anschließenden L-förmigen Trakt mit Büro- und Wohnräumen. Der Gebäudekomplex verbindet in seiner Gestaltung Elemente des Expressionismus und der neuen Sachlichkeit. Die Fassaden aus roten Backsteinen mit vorliegenden weißen Fugen sind durch Wandvorlagen in der Vertikalen und Kunststeinsimse in der Horizontalen gegliedert. Der gestalterische Anspruch der Anlage wird besonders in der Staffelgiebelfront der Werkshalle deutlich.

Diese Fassade gegen die Rheinstahlstraße zeichnet sich durch einen breit gelagerten Treppengiebel mit in der Mitte sieben hohen, schmalen mit sechs Pfeilern alternierenden Fenstern aus. Kunststeinsimse gliedern die Fassade dabei in wenige breite Horizontalabschnitte, wobei die Wandflächen zu beiden Seiten der Mittelöffnung durch zwei in einer Achse angeordnete flache Segmentkreisfenster und je eine zweiseitige spitz vorstoßende Wandvorlage senkrecht gegliedert sind. Dekorativ gemauerte Fensterbögen und Mauerverbände sowie die strahlenförmigen Sprossen der Stahlfenster setzen dabei zurückhaltende Akzente. Die Staffelung des Giebels korrespondiert mit der im Mittelschiff für die Einrichtung

eines Laufkrans überhöhten Eisenschwergewerkkonstruktion, welche das Dach mit Glasoberlichtern trägt.

In der Nachkriegszeit war die Halle erweitert worden. Hierfür war ihre linke Traufseite mitsamt Dachbindern und die rückwärtige Giebelseite abgerissen und der Staffelgiebel gegen die Rheinstahlstraße vor dem nun erhöhten linken Seitenschiff entsprechend additiv (und unsymmetrisch) aufgemauert worden.

Das Rheinstahlwerk, zuletzt von der Firma Thyssen als Auslieferungslager für Bleche und Baustahl benutzt, wurde infolge des Preisverfalls in den 1980er Jahren aufgegeben. Neuer Eigentümer wurde die Stadt Stuttgart, die auf dem verkehrsgünstig und innenstadtnah gelegenen, traditionell gewerblich genutzten Gelände auf dem Pragsattel städtebauliches Entwicklungspotential für attraktive Gewerbe und Dienstleistung sah. In der Folge eines städtebaulichen Ideenwettbewerbs „City-Prag“ für die Neuordnung des Gebiets, stellte die Stadt 1991 Abbruchantrag für das Kulturdenkmal Rheinstahl-Werk mit der Begründung, eine Erhaltung und Nutzung sei aus städtebaulicher Sicht nicht zu vertreten. Aufgrund der Tatsache, daß der zweite, vierte und fünfte Preisträger im Wettbewerb Lösungen für die städtebauliche Neukonzeption unter Einbeziehung des Kulturdenkmals Rheinstahl-Werk als „zentralem Marktplatz“, Veranstaltungshalle u. a. ange-



boten hatte, verzichtete die Stadt 1992 letztendlich, das Abbruchverfahren weiter zu betreiben. Die damals dringend notwendig scheinende Neubebauung „City-Prag“ wurde durch die Entwicklungsoffensive „Stuttgart 21“ im Bereich der Bahntrassen und veränderte Nachfrage auf unbestimmte Zeit verschoben. So steht heute das Rhein Stahl-Werk als Restbestand eines ehemaligen Gewerbestandes auf einer rundherum leer geräumten Fläche, welche für die internationale Gartenbauausstellung 1993 als Parkierungsanlage hergerichtet wurde und

heute für die Messe entsprechend genutzt wird.

Bereits im Juli 1992 fand sich für das leerstehende Kulturdenkmal Rhein Stahl-Werk eine bis 1998 vorgesehene Zwischennutzung: Nachdem die Aufnahmequote für Asylbewerber in Stuttgart 1992 auf 5 500 Personen hinaufgesetzt worden war, wurde in der Werkshalle ein Containerdorf für 330 Asylbewerber mit 100 doppelstöckigen Containern eingerichtet. Damit ist für die ca. 3400 m² große Halle (ca. 72 m x 47 m) mit lichten Höhen in den

■ 2 Grundriß und Querschnitt durch die Halle, Nutzung als Containerdorf 1992. Umzeichnung des Bauantrags. Gerastert ist der denkmalgeschützte Bereich der Anlage. M. 1:600.



de Substanz gegeben. Es mußte lediglich ein provisorischer Abschluß an der seither offenen Traufwand errichtet werden. Für das Containerdorf ergaben sich Vorteile wie die Nutzung der hier vorhandenen technischen Infrastruktur, Witterungs- und auch Sichtschutz.

Diese Zwischennutzung soll ab 1998 einer langfristigen Nutzung als Veranstaltungsraum des renommierten Theaterhauses Stuttgart-Wangen weichen. Die Ernsthaftigkeit dieser Pläne zeigt sich daran, daß seit 1996 das Theaterhaus in dem Verwaltungs- und Wohntrakt bereits für seine Zwecke die Instandsetzungsmaßnahmen denkmalgerecht und zügig durchführt. Hier werden Probe- und Gymnastikräume eingerichtet und die Theaterverwaltung sowie verschiedene Jugendverbände ihr Domizil erhalten.



Ab 1998 wird dann auch die Werks-halle mit mehreren parallel nutzbaren Spielstätten – einer Konzerthalle, einer Theaterhalle, einem Theater und einer Studiobühne –, Probebühnen, Foyer und Restaurants und multifunktionalen Spiel- und Sportflächen genutzt.

Die prägnante Architektursprache des Rheinstahl-Werks wird so als hervorragender Identifikationsfaktor für das Theaterhaus selbst als auch für das zukünftige Dienstleistungszentrum in seinem Umfeld genutzt.

Literatur:

Judith Breuer/Gertrud Clostermann: Das Rheinstahl-Werk in Stuttgart-Feuerbach, ein früher Industriebau Emil Fahrenkamps. Denkmalpflege in Baden-Württemberg 20, 1991, 100 ff. (mit Literatur).

■ 3 Das Containerdorf, Januar 1998.

■ 4 Blick vom Pragsattel auf den in der Renovierung befindlichen Bau.

Seitenschiffen von ca. 8 m und im Mittelschiff von ca. 10,80 m bis zu den jeweils 2,5 m hohen Fachwerkbindern eine Zwischennutzung ohne Eingriffsnotwendigkeit in die bestehen-

Dipl.-Ing. Gertrud Clostermann
LDA · Bau- und Kunstdenkmalpflege
Mörikestraße 12
70178 Stuttgart

Der Schlachthof Konstanz wird Bibliothek der Fachhochschule

Frank T. Leusch



■ 1 Konstanz, Blick auf die heutige Bibliothek der Fachhochschule nach ihrem Umbau.

Als der städtische Schlachthof in Konstanz in den Jahren 1877–79 errichtet wurde, galt er zu Recht als einer der fortschrittlichsten weit und breit. Wie überall in den im 19. Jahrhundert entstandenen städtischen Ballungszentren, war auch in Konstanz die Einrichtung einer zentralen Schlachteinrichtung aus hygienischen Gründen notwendig geworden. Welche Bedeutung diese völlig neuartige Bauaufgabe hatte, mag man aus der Tatsache entnehmen, daß erst ein Jahrzehnt zuvor in La Villette bei Paris der größte Schlachthof der Welt errichtet worden war und in der gleichen Zeit das nahezu benachbarte Zürich versucht hatte, die Bauaufgabe vor allem unter hygienischen Gesichtspunkten zu lösen. In Zürich hatten diese Bemühungen nur kurzfristig Erfolg, die Eingemeindungen von 1893 sprengten die erforderlichen Kapazitäten und machten einen weiteren Neubau erforderlich. Der Konstanzer Schlachthof leistete bemerkenswerterweise immerhin bis 1991 seine Dienste. Nicht unerwähnt bleiben soll auch die erstaunliche Tatsache, daß der Schlachthof noch in den 80er Jahren aufgrund seiner hygienischen Beschaffenheit und seiner baulichen Anlagen das Recht zuge-

sprochen bekam, sich EWG-Schlachthof zu nennen.

In seiner Grundrißdisposition vereinigt der Konstanzer Schlachthof die charakteristischen Merkmale der sog. Deutschen Anordnung, besonders im Hinblick auf die Unterbringung aller Arbeitsvorgänge beim Schlachten in einem zusammenhängenden, möglichst kompakten Baukomplex, mit der Symmetrie der französischen Schlachthofanlagen dieser Zeit, welche üblicherweise aus einer Gruppe von einzelnen Bauten bestehen. In dieser ungewöhnlichen Kombination ist der Konstanzer Schlachthof wiederum dem Züricher Schlachthof an der Walche von 1863–68 nahe verwandt.

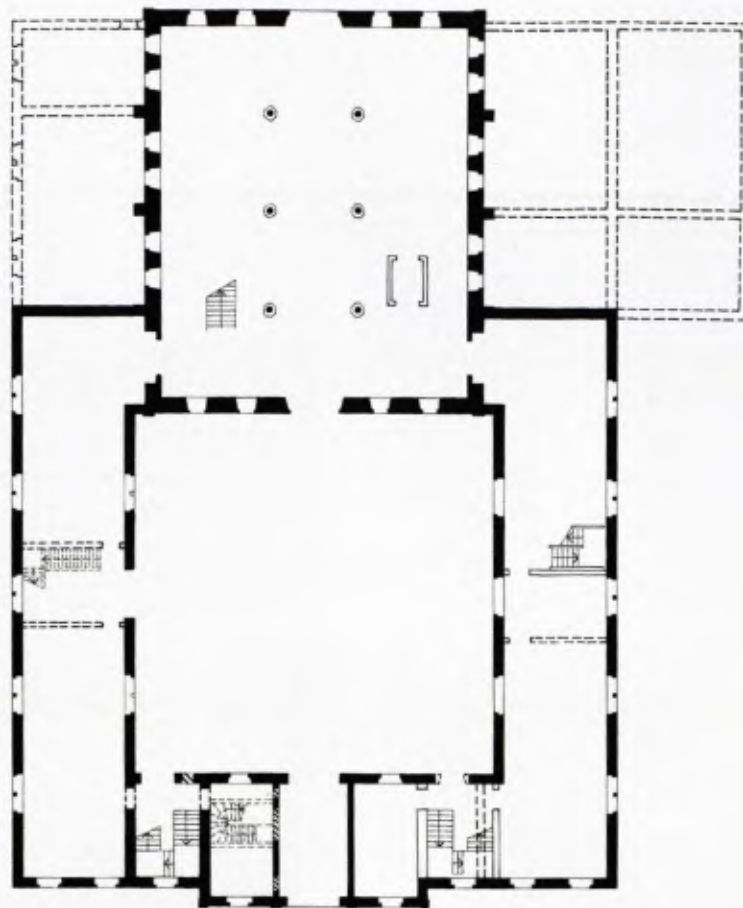
Die Konstanzer Anlage ist sicherlich für ihre Entstehungszeit als hochmodern anzusehen, wenn man davon absieht, daß der Ablauf des Schlachtens noch in keiner Weise mechanisiert war, was aber auch für den oben erwähnten Schlachthof von Paris von 1867 gilt. Sie gehört zu dem ersten Schub von neuen öffentlichen Schlachthöfen, die im Deutschen Reich in den 1860er und 70er Jahren errichtet wur-

■ 2 Umbauplan des Erdgeschosses für die Bibliothek mit den Umbaumaßnahmen. M. 1:400.

den, um das nicht länger hinnehmbare System der Privatschlachtungen mit ihrer hygienischen und stadtplanerischen Problematik abzulösen. So entsprach die Plazierung des Konstanzer Schlachthofes in der Nähe, aber nicht in der unmittelbaren Nachbarschaft zur Stadt, in dem damals noch weitgehend unbebauten Stadtteil Paradies, den Forderungen der Betreiber und Mediziner. Dies gilt auch für die Wahl des Standortes direkt am Fluß, schließlich wurde auf diese Weise gewährleistet, daß flüssige Abfälle schnell „entsorgt“ werden konnten.

Weithin dominierend für die Konstanzer Schlachthofanlage wirkt das Hauptelement, die Schlachthalle. Im Inneren stellt sich diese Halle als dreischiffiger, gebäudehoher Saal dar, gegliedert durch zwei Stützenreihen. Das Mittelschiff mit Toren an den Enden der Längsachse diente offensichtlich vornehmlich als Verkehrsraum, während in den Kompartimenten der Seitenschiffe die Schlachtungen vorgenommen wurden. Diese große Schlachthalle löste aufgrund ihrer hygienischen Vorteile, insbesondere bei der Reinigung, die ältere Organisationsform ab, die aus einer Reihe von einzelnen Schlachtkammern bestand. Die großzügig bemessene Durchfensterung der Außenwände sorgte für gutes Arbeitslicht, der hohe laternenartige Aufsatz auf dem Walmdach diente der Durchlüftung und natürlichen Kühlung. Die niedrigeren, einen quadratischen, südlich vorgelagerten Innenhof umrahmenden Gebäude mit dem pavillonartig betonten Hauptzugangs- und Verwaltungstrakt in der Mitte der Straßenfront vervollständigen die Anlage. In den Seitenflügeln dieser Hofumbauung waren die Stallungen für Groß- und Kleinvieh sowie, an die große Schlachthalle angrenzend, die Schweine- und Kälbermetzig untergebracht.

Bei dem ehemaligen Konstanzer Schlachthof handelt es sich also um eine für ihre Entstehungszeit außerordentlich funktionell organisierte Anlage. Das architektonische Erscheinungsbild wird einerseits von dieser Funktionalität geprägt, zum anderen dokumentiert die Architektursprache auch Achtung der Kreatur gegenüber: ein sakraler Eindruck wird vermittelt. Erreicht wird dieser Eindruck mit Hilfe einer reichen Verwendung von tradierten „Würdeformen“. So besitzt die Schlachthalle einen gut proportionierten Baukörper mit klarer Achsen- und Geschoßgliederung, gekuppelte



Rundbogenfenster im Hauptgeschoß und jeweils darüber große Rundfenster im angedeuteten Mezzaningeschoß. Die Formensprache der Seitenflügel ist entsprechend ihrer Nutzung bescheidener, dennoch wird das Motiv der gekuppelten Rundbogenfenster fortgeführt, auch die abweichende Zweckbestimmung des straßenseitigen Mittelpavillons als Verwaltungstrakt ist ablesbar.

Mit der Ausweitung der 1906 gegründeten Fachhochschule Konstanz in den 50er und 60er Jahren entlang des seerheinischen Ufers hatte der Schlachthof seine wohlbegründete Alleinlage verloren, und es ist nur zu verständlich, daß er von der Schule als störend angesehen wurde. Ganz eindringlich wurde daher von Seiten der Fachhochschule 1973 der Aufnahme des Schlachthofes in eine erste Denkmalliste der Stadt Konstanz widersprochen und der Wunsch nach Abbruch artikuliert. Glücklicherweise verhinderten sich hinziehende Finanzierungsprobleme die Durchsetzung des Abbruchgesuchs. So gelang 1988 durch eine erneute gutachterliche Stellungnahme des Landesdenkmalamtes und von Stadt und Mitgliedern

der Fachhochschule gemeinsam erarbeiteten Nutzungsvorschlägen ein Umdenkungsprozeß. Dabei wurde zunächst die Umnutzung zur längst benötigten neuen Mensa der Fachhochschule erörtert, aber bereits Anfang 1990 hatte die neue Nutzung als Bibliothek Priorität und Gestalt angenommen. Im Rahmen der Sanierungsplanungen wurde bald deutlich, daß die zahlreichen im Zuge der Mechanisierung des Schlachtbetriebes errichteten Anbauten, die Qualität des Bauwerkes eher beeinträchtigten, die Umnutzung erschwerten und ohne Verlust an aussagekräftiger Denkmalsubstanz entfernt werden könnten.

Im Jahre 1994 konnte dann mit den Sanierungsarbeiten begonnen werden. Hierzu wurden aus dem Inneren alle betrieblichen Einrichtungen und Zubauten aus den unterschiedlichen Entwicklungsphasen entfernt, die seitlichen Flügelbauten der ehemaligen Stallungen und Metzzeinrichtungen blieben im Erdgeschoß weitestgehend erhalten, wurden aber zur Unterbringung der Haustechnik und der WC-Anlagen nachträglich unterkellert. In den Erdgeschossen sind nun Foyer, Buchausleihe und die Verwal-

tung beheimatet. Die verbretterten Fachwerkobergeschosse der Seitenflügel wurden ihres irreparablen Zustandes wegen abgetragen und auf der Grundlage alter Entwurfsvorlagen durch eine neue, wiederum verbretterte Holzkonstruktion, nun allerdings mit offenem Dachstuhl, ersetzt. Diese erneuerten Obergeschosse sind Bestandteil der Freihandbibliothek, die im wesentlichen aber in der ehemaligen Schlachthalle untergebracht werden konnte. Sie wurde galerieförmig als unabhängige Stahlkonstruktion in die vollständig erhalten gebliebene Schlachthallenkonstruktion mit den 6 gußeisernen Säulen eingestellt. Der Gegensatz von formal strenger „Bibliothekskonstruktion“ und gotisierender „Schlachthofkonstruktion“ erweist sich nicht nur als architektonisch reizvoll, sondern ermöglicht ein deutliches Erkennen des historischen Raumeindrucks, auch bleiben die Funktionsabläufe der Schlachthof-

vergangenheit weiterhin ablesbar – scheinbar wurde lediglich die Möblierung ausgewechselt. Die Umnutzung des alten Konstanzer Schlachthofes in die Freihandbibliothek der Fachhochschule ist schon heute, kurz nach der offiziellen Eröffnung, als gleichsam „selbstverständlich“ zu erfahren.

Literatur:

H. Krins (Hrsg.): Brücke, Mühle und Fabrik: technische Kulturdenkmale in Baden-Württemberg, Stuttgart 1991.

H. P. Bärtschi: Industriekultur im Kanton Zürich vom Mittelalter bis heute, Zürich 1994.

O. Baldinger (Hrsg.): Erhaltung industrieller Kulturgüter in der Schweiz, Umiken 1987.

Dr. Frank T. Leusch

LDA · Bau- und Kunstdenkmalpflege
Sternwaldstraße 14
79102 Freiburg/Breisgau



■ 4 Detail einer gußeisernen Stütze mit verzierten Auflagen.



■ 3 Innenansicht der Freihandbibliothek mit den gußeisernen Stützen (der früheren Schlachthalle) und der unabhängigen Stahlkonstruktion für die Etagen der Bibliothek.

Das „Tollhaus“ in Karlsruhe

Von der Viehmarkthalle zum soziokulturellen Zentrum

Konrad Freyer



■ 1 Karlsruhe, soziokulturelles Zentrum „Tollhaus“, früher die Kleinviehmarkthalle des Schlachthofes.

Im Rahmen von überall in den deutschen Großstädten erkennbaren Bestrebungen, das Schlachten von Vieh für die Bevölkerung in städtischen Schlachthöfen zusammenzufassen, wurde auch in Karlsruhe – der Stadt östlich vorgelagert – seit 1885 ein neuer großer Schlachthof errichtet. Unter der Leitung von Wilhelm Strieder entstand an der Durlacher Allee innerhalb von zwei Jahren durch das Städtische Hochbauamt auf einem ungefähr 5600 m² großen Areal eine umfangreiche Anlage, die sich – erschlossen über einen halbkreisförmigen Platz mit zentralem Börsen- und Restaurationsgebäude – in Einzelgebäuden darstellt. Diese wiederum folgen entsprechend ihren Funktionen als Markthalle, Stall oder Schlachtplatz ihrer jeweiligen Zweckbestimmung. Ihr Äußeres hingegen verschleiert das herbe Handwerk: In einer Mischung von Spätantike und Neorenaissance und anspruchsvoll in unverputztem Buntsandstein mit Eckgliederungen und betonten Fensterrahmen ausgeführt, könnte die Anlage auch einem Wachbataillon des jungen Kaiserreiches zur Unterkunft gedient haben.

Der im wesentlichen erhaltenen Anlage, die allerdings durch bauliche Er-

gänzungen der jüngeren Zeit nicht beeinträchtigt geblieben ist, fehlt als wichtiges Element und größtes Gebäude die in der Nachkriegszeit abgebrochene Großviehmarkthalle. Ihr beigeordnet waren die beiden Kleinviehmarkthallen für Schweine, Kälber und Schafe, die Gegenstand dieses Umnutzungsbeispiels sind. Beide nur erdgeschossig genutzte Hallen haben einen basilikalen Querschnitt, die herausgehobene Mitte wird über ein umlaufendes Fensterband zusätzlich be-

lichtet. 1912 wurde der Kleinviehhallenkomplex ergänzt durch eine zwischen den vorhandenen Hallen errichtete ebenfalls eingeschossige Wiegehalle mit rechtwinklig zu den vorhandenen Firsten angeordneter Dachrichtung. Die Konstruktion dieser Halle stützt sich mit Ausnahme der risalitartig ausgebildeten Giebelwände auf die Außenwände der bestehenden Hallen ab. Das Äußere der nun entstandenen Hallenkombination zeigt wiederum unverputzte Sandsteinwän-



■ 2 Karlsruhe, die Wiegehalle der Kleinviehmarkthalle vor dem Umbau.



■ 3 Zuschauerraum des Kulturzentrums, früher die Wiegehalle des Betriebes.

■ 4 Foyer des „Tollhaus“ nach dem Umbau.



de, Hausteingliederungen an den Ecken und binderbetonenden Lisenen. Die Rahmenprofile der Fenster sind als Zierelemente mit Stichbogen und Scheitelsteinen ausgebildet. Betont

sachlich wirken dagegen die aus dem Dachkranz des Erdgeschosses herauswachsenden, in Holz konstruierten inneren Hallen mit ihrem stützengliederten feinsprossierten Glaslicht-

band, Teil des für die Karlsruher Stadtgeschichte wesentlichen baulichen Miteinanders des Schlachthofes.

Die Kleinviehmarkthalle wurde schon in den 80er Jahren nicht mehr für Zwecke des Viehhofes genutzt, sie diente als Lagerhalle. Eine Werkstatt mit einer Lackiererei war inzwischen eingezogen. Sicherlich gab es auch Abbruchgedanken, obwohl die offene und nur durch wenige Wände und Stützen gegliederte Hallenkonstruktion als Angebot für vielfache Nutzung verstanden werden konnte.

Anfang 1991 suchte der „Freie Kulturverein Tollhaus e. V.“ in Karlsruhe eine neue Wirkungsstätte. Die Überprüfung einer Nutzung der Hallenkombination für Zwecke des „Tollhaus“ bot durch die Variabilität ihres Angebotes optimale Voraussetzungen: In der Wiegehalle bestand unter Hinzunahme je einer Achse der benachbarten Markthalle die Möglichkeit, mit einer Bühne 510 Zuschauerplätze zu schaffen. Über die von der Straße aus zugängliche westliche Markthalle, die nun mit ihrer Höhenstaffelung sich optimal für ein Foyer anbot, konnte der Zuschauerraum erschlossen werden. In den eingeschossigen befensterten Randbereichen war ausreichend Platz für die notwendigen Nebenräume, wie Kartenverkauf, Bewirtschaftung, Technik und Toilettenanlagen. Die zweite, hinter dem Zuschauerraum liegende östliche Halle bot einen Raum für eine Mehrzwecknutzung, der mit getrennten Zugängen Büros und Garderoben angeschlossen werden konnten. Die drei Hallen konnten so aufeinander bezogenen Nutzungen zugeführt werden, die jeweils geprägt durch die Eigenart der Hallen auch deren eigenständige Betonung erhalten konnten. Der Umbau selbst erhielt nicht nur aus Gründen des engen Budgets soweit irgend möglich vorgegebene und vorhandene Elemente der Konstruktion und Ausstattung bei. Ergänzt um die notwendigen Einbauten, entstand so eine neue Einheit mit Werkstattcharakter, der dem 1992 bezogenen Bau eine aktive Zukunft bot. Inzwischen ist die Kleinkunstbühne des „Tollhaus“ in der ehemaligen Kleinviehmarkthalle des Schlachthofes aus dem Karlsruher Kulturleben nicht mehr wegzudenken.

Dipl.-Ing. Konrad Freyer
Lohengrinstraße 4
76185 Karlsruhe

Schlachthof in Bruchsal wird Einkaufszentrum

Hermann Diruf



■ 1 Bruchsal, Schlachthof. Ansicht von Süden, 1997.

Bereits Ende des 19. Jahrhunderts mußte sich die Stadt Bruchsal mit dem Gedanken anfreunden, einen neuen Schlachthof zu bauen. In einem zeitgenössischen Bericht wird diese Aufgabe überdeutlich. Hier wird der Zustand der ansässigen Privatschlachtereien beklagt. Sie – so heißt es – seien fast ohne Ausnahme in einer Verfassung, „welche den Anforderungen der öffentlichen Gesundheit und Reinlichkeit direkt zuwiderliegen“. Auf der Suche nach einem geeigneten Grundstück erwarb die Stadt kurz vor der Jahrhundertwende (1899) das sogenannte Kramer'sche Mühlenanwesen an der Württembergerstraße, im Osten der Stadt. Der Standort war klug gewählt, bot er doch reichlich Erweiterungsmöglichkeiten für die Zukunft. Die Größe des Grundstücks betrug über 18000 m². In der Begründung für diese Wahl des Platzes wird besonders die Großzügigkeit des Grundstücks mit reichlicher Luft- und Lichtzufuhr betont, aber auch die nahe Lage zum Saalbach für die erforderliche Klärung und Ableitung der Abwässer. Bereits in einem Vorprojekt wird an die Umwandlung der Wasserkraft mittels einer Turbinenanlage in

Elektrizität gedacht, ebenso günstig sei der enge Anschluß an den benachbarten Viehhof im Westen. Noch vorhandene alte Ökonomiebauten dieser ehemaligen Mühle könnten kostengünstig umgenutzt und neu zu bauende Stallungen erstellt werden.

Für das ehrgeizige Vorhaben, das erst 1907/08 in die Tat umgesetzt wurde, konnte man den ehemaligen Stadtbaurat Gustav Uhlmann (1851–1916) aus Mannheim verpflichten, der reichhaltige Erfahrung im Bau von Schlachthöfen mitbrachte. Seine grundlegenden Kenntnisse hatte der Architekt bei Schlachthofprojekten u. a. in Offenburg, Zürich und Ludwigshafen gesammelt. Programmatisch artikuliert Uhlmann nach ergangenem Auftrag durch die Stadt Bruchsal, daß ein moderner Schlachthof kein städtischer Luxusbau sei, sondern im wesentlichen eine Fabrik, in welcher eines der wichtigsten Lebensmittel für den menschlichen Konsum zubereitet würde, also eine städtische Wohlfahrtsanstalt. Es sei daher, so führt er weiter aus, wegen der außerordentlichen Inanspruchnahme der solide-

ste Baustoff zu wählen, besonders für die Wände und Fußböden.

In nur 18 Monaten Bauzeit konnte das Schlachthofprojekt im November 1908 der Stadt Bruchsal übergeben und der Betrieb aufgenommen werden. Das vom Architekten entwickelte Programm war umfangreich und auf großzügige Erweiterung ausgerichtet. Neben dem Hauptbau hatte er im Osten Kleinvieh- und Krankenviehställe mit Notschlachtraum, dahinter ein kleineres Gebäude für die Düngerstätte geplant und gebaut. Weitere Stallungen und eine Wagenhalle waren zur Straße im Osten vorgesehen. Diesen Bauten gegenüber nach Westen stellte man ein Gebäude mit Gastwirtschaft und Direktorenwohnung, das sich bis heute erhalten hat. Das ganze Areal wurde von einer Umzäunungsanlage eingefasst, die bei der jüngsten Umnutzung zum großen Teil verloren ging.

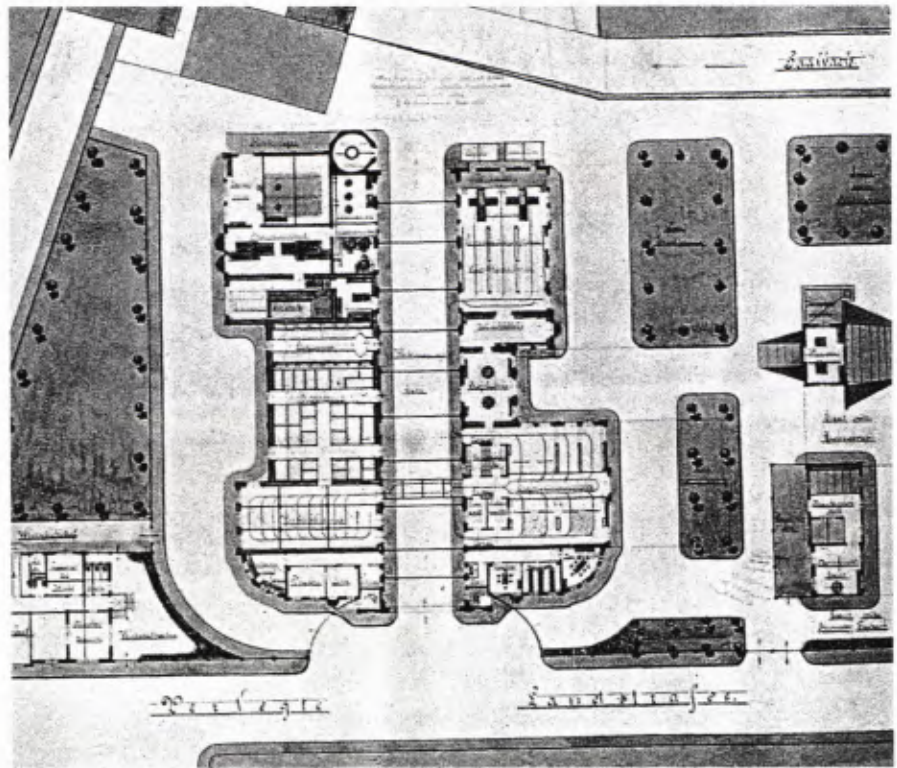
Herzstück der Schlachthofanlage ist ein komplexer, dreizoniger Zentralbau mit vielfachen Funktionen. In die Mitte ist eine Verkehrs- oder Verbindungshalle gelegt, die die Mittelzo-

ne mit einer Eisenbinderkonstruktion überwölbt und die Produktions- auf der rechten sowie die Aufbewahrungsräume auf der linken Seite zusammenfaßt. So liegen im Westflügel der dreizonigen Architektur die Kühlanlagen im Mittelabschnitt, dahinter das Kessel- und Maschinenhaus mit einer kleinen Eisfabrikation und einem Kohlenlager. Hier ist auch nach Norden der Wasserturm mit integriertem Kamin und auskragendem Wasserreservoir angefügt, neben der Fassade ein markantes Erkennungsmerkmal der Anlage.

Nach Osten ordnete der Architekt einzelne Schlachträume so an, daß der Arbeitsprozeß der Fleischverarbeitung und -gewinnung in unterschiedlich großen, miteinander verbunden Hallen als „mouvement en avant“ ablaufen konnte. Die damit verbundene, für die damalige Zeit unglaubliche Rationalität in der modernen Fleischfabrikation ist evident. So verbanden raffiniert ausgeklügelte Hochbahnsysteme die einzelnen Schlachthallen untereinander, aber auch den gegenüberliegenden Kühltrakt. Zum Schutz vor Beschädigungen der Wände wurde auf beiden Seiten ein Gehsteig angelegt. Auf die Auswahl besonderer Materialien wurde besondere Sorgfalt gelegt. So erhielten die Schlachthofhallen Schlackenbetondecken, Böden wurden fugenlos mit Basalt-Granit-Beton ausgegossen und Porzellan-hartbrandsteine für besonders beanspruchte Wandbereiche verlegt.

Der Zentralbau wird von einer imposanten, zwei und dreigeschossigen Schaufassade bestimmt, die reichhaltig gegliedert ist; großzügig abgerundete Ecklösungen leiten zu den unterschiedlichen Produktionsbereichen an den Seitenfassaden über. Hinter dieser Fassade waren, gleichsam als Puffer zu der Fleischproduktion, Verwaltungs- und Aufenthaltsräume angeordnet. Sie verrät dem Beschauer nichts über die dahinter liegenden Funktionseinheiten eines Schlachthofs. Vielmehr sind hier Elemente der gründerzeitlichen Wohnbau- und der öffentlichen Repräsentationsarchitektur wie beispielsweise eines Bahnhofs miteinander vermischt.

Die Verbindungshalle erhält ihre Betonung außen durch das pointierte Bogenportal mit flankierenden Trepentürmen und einem aufsteigenden Giebelelement. Im Inneren wird die Halle von einer reichen Wandgliederung an Vorlage, Toren, Nischen und Fenstern beherrscht, überwölbt von einer mehrfach geknickten, sehr leicht wirkenden Eisenbinderkonstruktion. Breite Oberlichtbänder er-



■ 2 Plan der Schlachthofanlage in Bruchsal.

höhen die Transparenz dieser eleganten Verdachung. Als übergreifende Gestaltungsmittel wählte der Architekt eine mehrfarbige Backsteinarchitektur, die am ganzen Bau Verwendung fand. Während die Schaufassade durch differenzierte Flächen- und Massengliederung ausschließlich von rotem Backstein mit hellen Putzflächen bestimmt wird, läßt sich der Schritt zur Reduktion und Vereinfachung historischer Formen und Gliederungen an den Seitenfassaden und im Inneren klar ausmachen. Bis auf wenige Bereiche fehlt jeglicher Jugendstil-Motivdekor. Der Schlachthof in Bruchsal stellt eine Synthese von Gründerzeitarchitektur und damals modernen technischen Einrichtungen der Fleischverarbeitung dar.

Als sich die Stadt aus Gründen neuer EU-Richtlinien gezwungen sah, den Betrieb am 31. Oktober 1992 einzustellen und erneut über einen Schlachthofneubau nachzudenken, stellte sich die Frage nach dem weiteren Schicksal des technischen Kulturdenkmals. Ein Umbau unter dem Aspekt verschärfter Auflagen schied aus. Gedanken und Vorschläge für eine weitere Nutzung kamen von verschiedensten Seiten, war man sich doch des besonderen Wertes des technischen Kulturdenkmals für Bruchsal bewußt. So wurden Stimmen laut, die hier ein Kulturzentrum mit Veranstaltungs- und Ausstellungsräumen sehen wollten. Erste Vorstellungen arbeitete ein „Kulturverein Schlachthof e.V.“ aus. Auch die Ein-



■ 3 Schlachthof, Verbindungshalle (nach Norden).

richtung eines Metzgereimuseums wurde angeregt, ein Projekt, das allein schon aus Kostengründen scheiterte. An der Vorstellung eines Ladenzentrums mit Boutiquen und Bistros konnte Bruchsal noch am meisten Gefallen finden, ein Umnutzungsgedanke, der zur damaligen Zeit entsprechende Interessenten anlockte. Dieses Konzept wurde von der Stadt Bruchsal weiterverfolgt und an ein örtliches Architekturbüro in Auftrag gegeben. Das gesamte Gelände sollte später mit dem zentralen Schlachthofbau an einen Privatinvestor verkauft werden. Für die Denkmalpflege war es klar, daß das vielschichtige neue Nutzungskonzept mit Einkaufsmarkt, Geschäften, Büros und einer Gastwirtschaft nur für den Zentralbau in Frage kam und ohne größere, bauliche Eingriffe nicht zu realisieren war. Noch vorhandene Kleinviehställe aus der Erbauungsphase, aber auch der Viehhof im Westen, standen für eine Wohnbebauung zur Disposition. Wie bereits die Planung und später der Umbau zeigten, beanspruchte der Einkaufsmarkt die weitaus größte Fläche des Erdgeschosses. So mußten nicht nur im Bereich der Kühlanlagen Zwischenwände herausgenommen und großzügige Durchbrüche geschaffen werden, um einen durchgehenden Verkaufsraum zu erreichen, auch die ehemalige Maschinenhalle, Eisfabrik und Kesselanlage, in ihrer alten technischen Ausrüstung nicht mehr existent, konnten mit ihrer Binnenarchitektur nicht erhalten werden.

In der Verbindungshalle ist heute ein eingeschossiger Flachdachbau eingestellt, der beide Flügel verbindet. Betriebliche Zwänge führten zu dieser wenig geglückten Lösung. Am Ostflügel, im ehemaligen Bereich der Schlachthöfe, waren die baulichen Eingriffe und Veränderungen geringer. So konnte die alte Großvieh-schlachthalle mit ihren Rundstützen, der Transportbahn und den großen Oberlichtern – heute als Gastwirtschaft genutzt – in ihrem historischen Bestand weitgehend erhalten werden. Auch die anschließenden Raumeinheiten nach Norden blieben in ihrer Primärstruktur bestehen. Umfangreiche Reparaturen waren notwendig, um einen Teil der verglasten Dachaufbauten zu erhalten. Eine ähnliche Problematik zeigte sich bei der Sicherung der zahlreichen originalen Metallfenster, die das äußere und innere Erscheinungsbild der alten Schlachthoftrakte wesentlich prägen.

Gewünschte Wärmeschutzanforderungen für die temperierten Räume konnten zu einem großen Teil nur dadurch gelöst werden, daß man die kleinteiligen Eisenfenster ohne Glas erhielt, reparierte, ergänzte und unmittelbar dahinter großflächige Isolierglasscheiben einsetzte; die befürchtete Spiegelung ist gering. Ebenso galt es, die noch vorhandenen Metalltüren zur Verbindungshalle, aber auch nach außen, zu retten, verloren gegangene Teile zu ergänzen. Jüngere An- und Umbauten, die in über achtzig Jahren Schlachthofnutzung das Erscheinungsbild teilweise empfindlich störten, konnten beim Umbau korrigiert, Verletzungen an den Backsteinwänden wieder geschlossen werden.

An der Umnutzung des Bruchsaler Schlachthofs werden die Schwierigkeiten deutlich, zum einen die historische Substanz zu erhalten, zum anderen sie in eine zeitmäßige Nutzung überzuführen. Dieses Ergebnis gelang nur, weil die Stadt zu keinem Zeitpunkt einen ernsthaften Abbruchgedanken verfolgte. Freilich wird der Gesamteindruck dieser Anlage nach der Jahrhundertwende durch eingestreute Wohnbauten der 90er Jahre empfindlich gestört.

Dr. Hermann Diruf
LDA · Bau- und Kunstdenkmalpflege
Durmshheimer Straße 55
76185 Karlsruhe

Kasernenbauten für zivile Nutzungen

Durch Reduzierung bzw. Abzug der alliierten Truppen wurde Anfang der 90er Jahre eine große Zahl militärischer Anlagen in Deutschland frei. Hierzu zählen Kasernen, Flug- und Übungsplätze, Wohnsiedlungen, Schulen und Kindergärten. Bundesweit konnten seit Abzug der Soldaten zahlreiche militärische Liegenschaften privatisiert werden. Insbesondere der Verkauf der innenstadtnahen Kasernenbauten verschaffte den Städten und Gemeinden unverhoffte neue Entwicklungs- und Erweiterungsmöglichkeiten für zahlreiche kommunale Einrichtungen und Aufgaben. In Tübingen z.B. hat die Stadt in den sanierten Mannschaftsgebäuden Studentenwohnungen, Kindergärten und soziale Einrichtungen untergebracht, im badischen Lahr gab es auf einmal genug Wohnraum für zahlreiche Übersiedler. Die Stadt Karlsruhe plante in leer stehenden Kasernen Wohnungen und öffentliche Einrichtungen.

Obgleich die Kasernenbauten solide errichtet und regelmäßig gewartet wurden und deshalb meist in einem guten baulichen Zustand den Besitzer wechselten, geben nach wie vor einige Kommunen den denkmalgeschützten Kasernen keine Überlebenschancen. Dabei könnte der Spagat zwischen gestern und morgen durchaus gelingen, wenn man gute, preisgünstige Umnutzungskonzepte erarbeiten und die Monostrukturen durch eine vielfältige urbane Nutzungsmischung ersetzen würde. Im kreativen und intelligenten Umgang mit dem gebauten Bestand liegen einmalige Chancen für die Zukunft der Städte.

Die folgenden Beispiele belegen, daß selbst ehemalige militärische Bauten, die als Kulturdenkmale anzusehen sind und deswegen an Planung und Durchführung besondere Ansprüche stellen, sehr wohl als Baudokumente ihrer Zeit erhalten werden können.

Franz Meckes

Das Ihlenfeld-Areal in Offenburg

Von der Kaserne zum Kulturzentrum

Hans-Jakob Wörner



■ 1 Ausführungsplan von 1897/8 eines Dienst- und Familiengebäudes in der Ihlenfeld-Kaserne.

In den Jahren 1896/97 wurde in Offenburg am damaligen südlichen Stadtrand ein umfangreiches Militär-Areal erbaut: es ist im wesentlichen die heutige Ihlenfeld-Kasernen-Anlage.

Ein Kranz großer Mannschaftsgebäude umgibt das weite Rechteck des ehemaligen Exerzierplatzes, dazwischen eingefügt waren (heute nur noch z. T. erhaltene) Funktionsbauten wie Munitionshaus, Latrinengebäude, Reithalle, Remisen usw. Die Gebäude sind zum größten Teil in Klinker-Bauweise mit Hausteinvorzierungen in historisierender Anlehnung an Formen der norddeutschen Spätgotik/Renaissance gehalten. Unverkennbar ist in der weitgehend symmetrischen Anlage der Wille zur Monumentalität. 1908 erfolgte eine Erweiterung nach Süden. Nach dem Ende des 1. Weltkrieges verließ das Militär die Kaserne. Es wurden Notwohnungen, Gewerbebetriebe und Behörden untergebracht: also in der Weimarer Republik bereits ein erster Versuch von Konversion. 1936 zog das Militär wieder in das Ihlenfeld-Kasernen-Areal ein. Nach 1945 wurde die Kasernenanlage von der französischen Armee genutzt, was bis 1990 so blieb.

Diese langjährige Nutzung erwies sich als sehr vorteilhaft für die Erhaltung der Anlage, da die französische Militärverwaltung das Gegebene respek-

tierte und sich auf kleine Anpassungen beschränkte. So blieben die großen dreibündigen Mannschaftsräume mit Mittelgang im wesentlichen original erhalten, sogar die Haustüren sind in mehreren Fällen original erhalten geblieben.

1991 verließen die französischen Streitkräfte das Kasernenareal. Nach schwierigen Verhandlungen mit dem Bund erwarb die Stadt Offenburg die gesamte Anlage zum Preis von 14,9 Mio. DM. Damit setzten gänzlich neue Nutzungsüberlegungen ein: die Kaserne sollte künftig für kulturelle Zwecke und als Wohnanlage genutzt werden. Die kulturelle Nutzung sollte die Stadtbibliothek, die Musikschule und die Jugend-Kunstschule umfassen, außerdem sollten rund 160 Wohnungen in den ehemaligen Kasernen untergebracht werden. 1993 erfolgte die Ausschreibung eines internationalen Architekten-Wettbewerbs, 44 Teilnehmer aus dem In- und Ausland beteiligten sich. Der preisgekrönte Entwurf sah vor, die ehemaligen Kasernen durch Einführung neuer, weitgehend in Glas und Stahl gehaltener Verbindungsteile zu Funktions-Einheiten zu verbinden und die Gebäude im Inneren, möglichst unter Beibehaltung der Ablesbarkeit der übernommenen Grundrisse, den neuen – von den früheren gänzlich verschiedenen – Nutzungen anzupassen. Dabei sollte Neu-



■ 2 Luftbild der Ihlenfeld-Kasernen-Anlage mit den um den ehem. Exerzierplatz gruppierten Kasernengebäuden.

■ 3 Kasernentrakt mit neugestaltetem Eingangsbereich.



es konsequent als neu erscheinen und in solcher Weise dem erhaltenen Alten gegenübergestellt werden.

Um dieses „größte städtische Hochbauprojekt nach dem 2. Weltkrieg“ zu realisieren, bedurfte es außergewöhnlicher Anstrengungen: hierfür wurde ein eigenes Träger- und Finanzierungsmodell entwickelt. Für den kulturellen Teil übertrug die Stadt einer Tochtergesellschaft der Sparkasse ein langfristiges Erbbaurecht über das „Kulturforum“. Die Tochtergesellschaft der Sparkasse bringt die er-

forderlichen Mittel auf und vermietet die Räumlichkeiten an die Stadt. Die Stadt kann frühestens am 01. 01. 2008 die Gebäude zurückkaufen. Damit wurde modellhaft im Land Baden-Württemberg ein großes kulturelles Projekt privat finanziert. Bei Einbringung der 160 Wohnungen wurde ähnlich verfahren wie bei Einführung der kulturellen Nutzungen. Es wurde versucht, die Ablesbarkeit der alten Grundrisse zu bewahren unter Hinzuführung des für die neue Nutzung Unverzichtbaren. Das Äußere der monumentalen Gebäude wurde sorgfältig

bewahrt, manche späteren Störungen zurückgeführt und insbesondere durch den Einbau neuer denkmalverträglicher Sprossenfenster das Erscheinungsbild der Kasernengebäude repariert. Die Eröffnung des Kulturforums und damit der gesamten Anlage erfolgte im November 1997.

Dr. Hans-Jakob Wörner
LDA · Bau- und Kunstdenkmalpflege
Sternwaldstraße 14
79102 Freiburg/Breisgau

Bäckereikaserne in Ludwigsburg

Vom Proviantlager zu Hotel und Tagesklinik

Judith Breuer



■ 1 Bäckereikaserne in Ludwigsburg, heute Hotel, Zustand 1997.

Die sogenannte Bäckereikaserne wurde zwischen 1875 und 1893 als militärisches Proviantamt an der Ostseite der Stuttgarter Straße in Ludwigsburg erbaut. Zunächst entstand 1875 die Militärbäckerei als Zweiflügelanlage an der Nord- und Ostseite des Areals. Der Komplex gehört damit der Frühzeit des Ausbaus von Ludwigsburg zur Garnisonsstadt an. 1883 folgte der an der Westseite freistehende Verwaltungsbau, 1893 der Südflügel, welcher letzterer die Anlage zur Dreiflügelanlage ergänzt. Die ein- bis dreigeschossigen Backsteingebäude zeichnen sandsteinerne Erdgeschosse und sparsame Sandsteingliederungen in Formen der Renaissance aus. Als weitgehend geschlossene und original überlieferte, anspruchsvoll gegliederte Militäranlage hat die Bäckereikaserne architekturgeschichtliche und für Ludwigsburg stadtbaugeschichtliche Bedeutung.

Nach dem Zweiten Weltkrieg bezog die US-Armee den Gebäudekomplex und blieb bis 1993. Als der geplante Abzug der Amerikaner bekannt wurde, prüften Stadtverwaltung und Landesregierung diverse Umnutzungsmöglichkeiten, so die Projekte einer

Spielbank und eines Hotels zur Andienung der benachbarten modernen Festhalle, des „Forums“. Im Oktober 1991 votierte der städtische Bauausschuß für das Hotelprojekt.

Die Baugenehmigungsplanung von 1993 zielte auf den Umbau zu einem Tagungshotel im Nord- und Ostflügel mit einer Gewerbeeinheit im nordwestlichen Pavillon, einer Tagesklinik im Südflügel und Büros im villenartigen Verwaltungsbau.

Ein Eigentümerwechsel Ende 1994 führte zu Verzögerungen und einigen Abweichungen vom abgestimmten Konzept des Dachausbaus.

Im großen ganzen erfolgte der Umbau denkmalgerecht. Die Rezeption mit Haupttreppenhaus wurde als transparenter Neubau anstelle eines Sekundärbaus im Bauwuch zwischen den Ostflügelbauten eingebracht. Dabei wurden die originalen Treppenhäuser erhalten. Die vorwiegend durch zwei Reihen Eisensäulen gegliederten ursprünglichen Lagerräume behielten ihre hallenartige Größe im Bereich des Restaurants und der Konferenzräume. Die Eisenstüt-



zen konnten – trotz Nutzungsänderung und Dachausbau – sichtbar erhalten werden, weil die Balkendecken über den Sälen brandhemmend verkleidet und die Stützen einen Brandschutzanstrich erhielten. Innerhalb der 151 Hotelzimmer wurden die Eisensäulen ebenfalls, weil durch die neuen Zwischenwände entlastet, sichtbar belassen. Darüber hinaus blieb auch der Schornstein der ehemaligen Garnisonsbäckerei, ihr Erkennungszeichen, beibehalten.

Der Hof der Anlage, ursprünglich ein für Fuhrwerke bestimmter Ökonomiehof, ist seinem ursprünglichen Charakter entsprechend, wenn auch gegen das Votum der Denkmalpflege überdekoriert, unbebaut geblieben.

Im Sommer 1996 wurde die Bäckerei-



■ 2 Erdgeschoß-Grundriß der umgenutzten Bäckereikaserne. M. 1:600.

■ 3 Erdgeschoß des Ostflügels, heute Restaurant, Zustand 1993.



■ 4 Ehemalige Bäckerei im Nordflügel, Zustand 1993.

■ 5 Tagungsraum im ehemaligen Bäckereiflügel.

■ 6 Restaurant im Ostflügel, Zustand 1997.

kaserne schließlich als Viersternehotel wiedereröffnet. Die Tagesklinik hat in Teilen ihren Betrieb noch 1996 aufgenommen; im Laufe des Jahres 1998 ist mit dem Abschluß der Ausbaurbeiten zu rechnen.

Dr. Judith Breuer
LDA · Bau- und Kunstdenkmalpflege
Mörikestraße 12
70178 Stuttgart

Reinhardt-Kaserne in Ludwigsburg wird Film- und Medienfabrik

Judith Breuer



■ 1 Ehemalige Reinhardt-Kaserne, Hofansicht des Hauptgebäudes, Zustand 1992.

Die Reinhardt-Kaserne im Ostteil der Stadt Ludwigsburg wurde in den 80er und 90er Jahren des 19. Jahrhunderts im Zuge des Ausbaus von Ludwigsburg zur Garnisonsstadt errichtet. Planer war Baumeister Maerklin, Bauherr die Garnisonsverwaltung. Vom Ende des Zweiten Weltkriegs bis 1993 war die Kaserne von der US-Armee belegt.

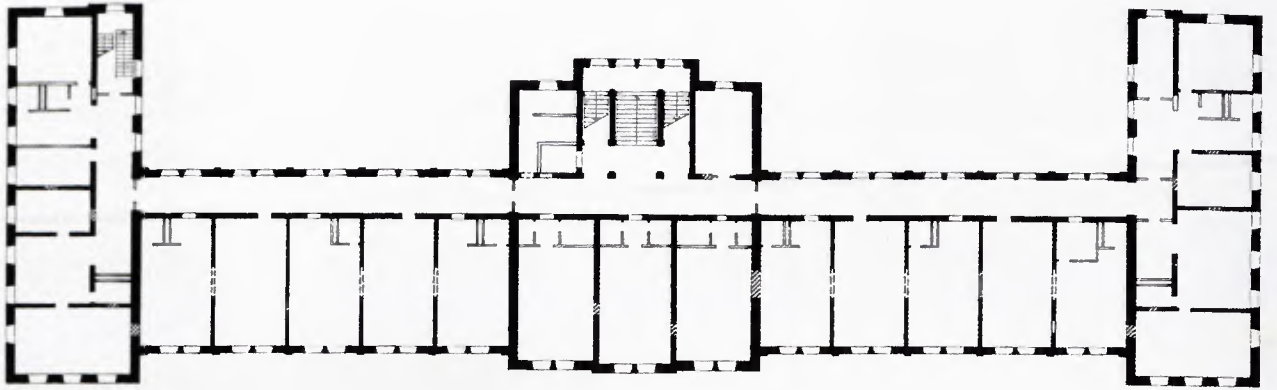
Die 1882 als Vierflügelanlage erbaute Kaserne wurde 1890 nach Süden durch eine Dreiflügelanlage mit demzufolge zwei Höfen erweitert. Der weitgehend geschlossen und original erhaltene Kasernenkomplex mit anspruchsvoller Gliederung ist von architekturgeschichtlicher und für Ludwigsburg von stadtbaugeschichtlicher Bedeutung.

Das Hauptgebäude (Königsallee 43) stammt aus dem Jahre 1882. Wie die anderen Bauten dieser Kaserne weist auch dieser Backsteinbau Rotsandsteingliederungen im Stil der Renaissance auf. Dabei ist dieser Bau aber vorwiegend dreigeschossig und durch drei symmetrisch platzierte viergeschossige Risalite hervorgehoben. Der Bau enthält u.a. ursprünglich als Mannschaftsstuben und Offiziers- sowie Geschäftszimmer dienende Räume. Erschlossen sind diese Räume durchgängig über hofseitige Flure.

Mit dem Abzug der amerikanischen Truppen entstand in Ludwigsburg u. a. die Idee, den Gebäudekomplex zu einem Gewerbepark für Film- und Medienschaffende umzunutzen. Den Absolventen der Ludwigsburger Filmakademie wollte man somit Werkstätten und Büros zum Aufbau einer selbständigen Existenz anbieten, Ludwigsburg damit zu einer Film- und Medienstadt ausbauen.

Dank gründlicher Voruntersuchungen durch das Landesdenkmalamt waren nach einer kurzen Planungsphase bereits im Oktober 1996 seitens der Film- und Medienzentrum Ludwigsburg GmbH, an der u. a. die Stadt Ludwigsburg beteiligt ist, die Baugesuchspläne für das Hauptgebäude erarbeitet. Die Pläne, die den Umbau des Hauptbaus mit seinen ca. 4500 qm zum sog. Gründungszentrum vorsehen, wurden am 31. Januar 1997 durch die Stadt genehmigt.

Die Räume, die eine Tiefe von ca. 9,50 m auszeichnen, wurden mittlerweile entsprechend Planung zu mehreren Funktionseinheiten als zukünftige Medienwerkstätten und Büros zusammengefaßt. Dabei blieben die Treppenhäuser, die Seitenflure, also der Einspanner-Grundriß, und die Zwischenwände erhalten, wobei Türöffnungen zur inneren Verbindung



■ 2 Grundriß des Obergeschosses mit der 1997 realisierten Planung. M. ca. 1:600.

■ 3 Treppenhaus zwischen 2. und 3. Obergeschoß des Hauptgebäudes, Zustand 1997.

■ 4 Restaurierte Fenster, Zustand Dezember 1997.

der Räume einer Nutzungseinheit seitens der Denkmalschutzbehörden zugestanden sind. Der von der US-Armee geschlossene Haupteingang an der Königsallee wurde mittlerweile reaktiviert.

Die beiden Höfe werden – bis auf einen transparenten Foyerbau vor dem ehemaligen Reithaus am Ostrand des Haupthofes – unbebaut erhalten. Im Zuge des Umbaus sind ganz im denkmalpflegerischen Interesse die Fassaden steinmetzmäßig instandgesetzt, die drei- und vierflügeligen sprossierten Kämpferfenster repariert und – mit Ausnahme der Flurfenster – zu Verbundfenstern umgebaut und die originalen Türblätter repariert. Die Fen-

ster haben an der Außenseite wieder den originalen dunkelgrünen Anstrich erhalten. Die an den Kappendecken des Erdgeschoßflurs restauratorisch befundene Dekorationsmalerei ist abschließend ebenfalls rekonstruiert.

Bis Ende 1997 erfolgte der Abschluß der Arbeiten am Hauptbau; bis Ende 1998 soll der Umbau des gesamten Kasernenkomplexes abgeschlossen sein.

Dr. Judith Breuer
LDA · Bau- und Kunstdenkmalpflege
Mörikestraße 12
70178 Stuttgart

Die Klosterkaserne in Konstanz und ihr Umbau zur Polizeidirektion

Frank T. Leusch



■ 1 Konstanz, Blick vom Benediktinerplatz auf die heutige Hauptfassade des Polizeipräsidiums, der ehem. Klosterkaserne.

Durch eine Militärkonvention unterstellte Großherzog Friedrich von Baden im Jahre 1867 seine Armee preußischem Oberbefehl. Preußische Truppen hatten 1849 die revolutionären Aufstände im Großherzogtum niedergeschlagen und damit die Grundlage für diesen Akt des Vertrauens gelegt. Auch darf in diesem Zusammenhang nicht unerwähnt bleiben, daß Großherzog Friedrich seit 1856 mit Prinzessin Luise von Preußen verheiratet war und damit Kaiser Wilhelm I. sein Schwiegervater geworden war. 1870, also noch vor der Reichsgründung, trat diese Konvention in Kraft und das großherzoglich badische Kontingent wurde Bestandteil der königlich preußischen Armee. Das in Konstanz stationierte Regiment erhielt die Bezeichnung „6. Badisches Infanterie-Regiment Nr. 114“ und wurde sogleich, wohl als Vertrauens- und Dankesbeweis, mit der Bewachung der Burg Hohenzollern, dem Stammsitz des preußischen Königshauses betraut. Ferner wurde erwogen, mit der Verlegung des in Rastatt beheimateten II. Bataillons das Regiment in Konstanz zu vereinigen.

Vordergründig besehen, benötigte man für dieses so zusammengeführte

Badische Infanterie-Regiment eine Unterkunft. Die Außenwirkung berücksichtigend, war es darüber hinaus notwendig, diese politisch bedeutenden Aktivitäten auch baulich entsprechend zu dokumentieren. Die bestehende Kaserne war in den Gebäuden des ehemaligen Klosters Petershausen untergebracht. Das Kloster war 1802 säkularisiert worden und dabei in den Besitz des badischen Herrscherhauses gelangt. 1850 ging dann die gesamte Klosteranlage aus dem Besitz des Markgrafen in den des Kriegsministeriums über; der barocke Abteibau und die übrigen Klosterbauten wurden fortan als Kaserne genutzt. Zur Errichtung des neuen zusätzlichen Kasernenbaus wurden von 1871 an zwischen der „Militair-Intendantur“ in Karlsruhe und dem Gemeinderat der „Großherzogl. Bad. Kreishauptstadt“ Konstanz Verhandlungen, die von großem Bürgerstolz von seiten der Stadt geprägt waren, geführt. Schließlich konnte 1874 mit den Bauarbeiten begonnen werden, die Planungen entstammten der Bauinspektion des preußischen Kriegsministeriums, wobei die Autorenschaft bislang nicht eindeutig geklärt werden konnte. Es wird davon ausgegangen, daß wesentliche Teile der Pla-

nung von Gustav Voigtel, einem erfahrenen Planer von Kasernenbauten im Kriegsministerium in Berlin stammen, aber auch dem Geheimen Oberbau rat Ferdinand Fleischinger werden die Planungen zugeschrieben.

Die städtebauliche Lage des gewaltigen Kasernenbaus erscheint aus heutigem Blickwinkel rein zufällig, weder eine funktionale, noch eine ensembelbildende Zuordnung der Gebäude ist zu erkennen. Bedenkt man jedoch, welche Bedeutung 1874 der in den Jahren 1858–63 vollzogene Anschluß an die Großherzogliche Badische Staatsbahn für die Stadt Konstanz und nicht zuletzt auch für das Kasernenareal im Bereich des ehem. Klosters Petershausen hatte, wird die strenge Ausrichtung des Baukörpers parallel zur Bahnlinie, dem „Tor“ zum Deutschen Reich, deutlich.

Der langgestreckte, schloßartige Kasernenbau wird als Dreiflügelanlage geprägt von fünf viergeschossigen, risalitartigen Pavillons in der Mittelachse und an den vier Gebäudeecken. Diese mit Walmdächern versehenen Pavillons fassen die ansonsten dreigeschossigen, mit flachen Satteldächern ausgestatteten Verbindungstrakte zusammen. Dieser vertikalen Gliederung steht eine betonte Horizontalgliederung gegenüber: über einem hohen Kellersockel erheben sich ein stark rustiziertes, mächtiges

ges Erdgeschoß und Obergeschoße mit flacherer Rustika, voneinander durch stark vorkragende Gesimse getrennt. Darüber bildet ein ausgeprägtes Mezzaningeschoß sowohl über den Pavillons als auch über den Verbindungstrakten eine das Erscheinungsbild beherrschende Traufe.

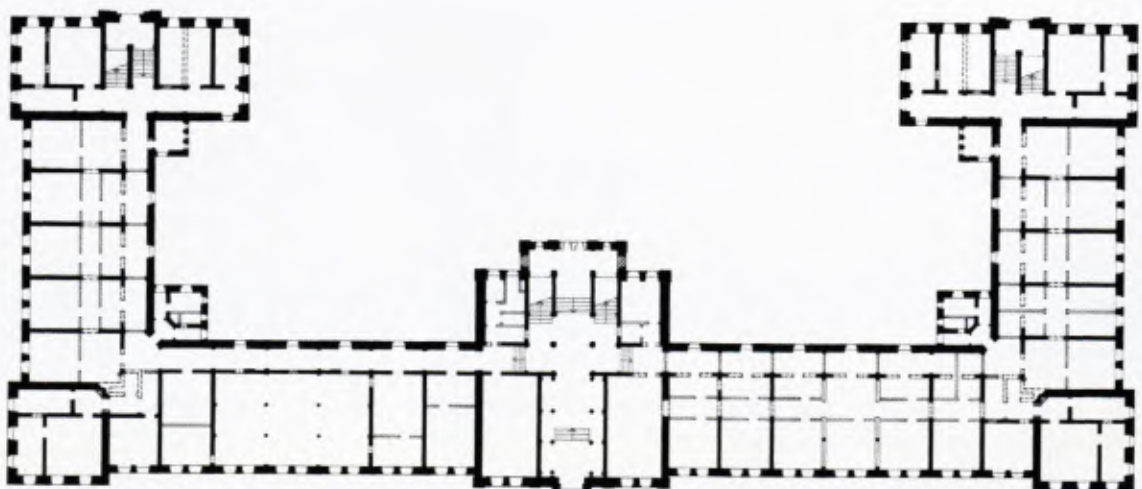
Die prägnante Gliederung des Außenbaus findet in ihrer inneren Organisation seine Entsprechung. Einer vom Kriegsministerium festgelegten Ordnung folgend, waren in den Verbindungstrakten in einflügeliger Anlage die Mannschaftsräume untergebracht, in den Eckbauten befanden sich die Wohnungen der Offiziere, Feldwebel, bzw. Wachtmeister und die Einzelzimmer der Unteroffiziere. Die Klosterkaserne steht ganz augenfällig in einer architekturgeschichtlichen Tradition der preußischen Kasernenbauten. Ihre äußere Gestaltung und ihre innere Organisation lassen sich unter anderem auf das Vorbild der Kasernenbauten Karl Friedrich Schinkels zurückführen.

Die Klosterkaserne wurde bis 1977 militärisch genutzt, zuletzt von den französischen Truppen, die in diesem Jahr Konstanz als Standort überraschend aufgaben. Nachdem die Kaserne in den Besitz der Bundesrepublik übergegangen war, zeigten schon erste Besichtigungen, daß das Gebäude sich in einem außerordentlich schlechten Bauzustand befand. Die baulichen Mängel waren eindeutig auf unterlassenen Bauunterhalt zurückzuführen. Ferner waren schon, den archivalischen Nachrichten zufolge, in der Erbauungsphase abzusehende statische Schäden aufgrund des schwammigen Baugrundes aufgetreten. Schon aus

wirtschaftlichen Überlegungen ist es nur verständlich, daß Abbruchüberlegungen angestellt wurden. Gegen eine solche Überlegung setzte aber sofort in Stadt und Land ein Sturm der Entrüstung ein. Zur städtebaulichen Neuordnung des verlassenen Kasernenareals wurde daraufhin 1979 ein Wettbewerb veranstaltet, und schon in der Ausschreibung zu diesem Wettbewerb wird der Kasernenbau von 1873 als zu schützendes Gebäude bezeichnet. Im Jahre 1983 schließlich, nach zahlreichen vergeblichen Versuchen, den Bund wegen der notwendigen Sicherungsmaßnahmen in die Pflicht zu nehmen, erwirbt das Land Baden-Württemberg auf Intervention des damaligen Ministerpräsidenten Lothar Späth das Mannschaftsgebäude. Unabhängig von dieser Entwicklung war die tatsächliche Sanierbarkeit des Gebäudes jedoch immer noch nicht abschließend geklärt; hierzu waren noch eine Vielzahl von Gutachten und Symposien erforderlich. Ende 1983 konnte sich die Landesregierung endgültig zum Erhalt durchringen.

Tatsächlich erhalten blieb letztendlich nur die Fassade – auch wenn die schließlich gefundene neue Nutzung als Polizeidirektion einen gleichsam nahtlosen Übergang versprach. Die unterlassene Bauwerkspflege erwies sich als so verhängnisvoll, daß sämtliche Holzteile aus dem Gebäude wegen umfangreichen Schwammbefalls eliminiert werden mußten. Dies bedeutete den Verlust von Decken, Dachstuhl und Fenstern. Da die charakteristische einhöftige Anlage mit den großen, neun Meter tiefen Mannschaftsräumen angeblich für einen modernen Bürobetrieb nicht verwend-

■ 2 Umbauplan Erdgeschoß der ehem. Klosterkaserne mit den Veränderungen. Der Haupteingang ist heute auf den Benediktinerplatz ausgerichtet, das Treppenhaus mußte deshalb zu diesem Platz gewendet werden. M. 1:700.



■ 3 Blick in den früheren Friedrichssaal der Kaserne.



bar sei, setzte man durch, einen Mittelflur durch die Wandschotten zu legen, wobei unter Beibehaltung der Gewölbe der ehemalige Flurbereich den Büroräumen zugeordnet wurde. Es mag trösten, daß auf diese Weise die „preußische“ Grundrißordnung für Kasernen immerhin ablesbar geblieben ist.

Ein noch gravierenderer Eingriff in die Substanz und die historische Aussagekraft war das Wenden des dreiläufigen Treppenhauses im mittleren „Pavillon“. Der Bedeutung der Eisenbahnlinie entsprechend, erfolgte der Hauptzugang zu der ausgeprägt schloßartigen Anlage nicht vom „cour d'honneur“, wie man annehmen könnte, sondern von der Bahnlinie aus. Da die Erschließung der neuen Polizeidirektion ausschließlich vom Benediktinerplatz her geschehen sollte, wurde der unvermeidliche Hindernislauf für unzumutbar erachtet. Geradezu erschreckend umfangreich gestaltete sich im Zuge des Bauvorhabens der Aufwand zur statischen Stabilisierung und zur Entfeuchtung des Bauwerks.

Das heutige Erscheinungsbild der Klosterkaserne im Zusammenhang mit den anderen gewichtigen Solitärbau-

ten mit den unterschiedlichsten Entstehungszeiten rund um den heutigen Benediktinerplatz ist trotz der ungeheuren Baumasse gegenüber dem ehemaligen Konventbau und dem heutigen Archäologischen Landesmuseum, dem ehemaligen klösterlichen Torkelbau und heutigen städtischen Ämtergebäude und dem Landratsamt von 1986 durchaus nicht dominant. Möglicherweise liegt es an der die Architekturgliederungen betonenden Farbigkeit in Rotbraun und Ocker: ein Preuße im badischen Gewand!

Literatur:

I. Boyken: Die „Klosterkaserne“ in Konstanz – preußische Militärbaukunst in südbadischer Provinz. Architectura, München, Berlin 1986, S. 181–206.

Finanzministerium Baden-Württemberg (Hrsg.): Sanierung der Klosterkaserne und Umbau zur Polizeidirektion Konstanz, 1995.

F. Ritter: Gebäude für militärische Zwecke, in: Entwerfen, Anlage und Einrichtung der Gebäude des Handbuchs der Architektur, 4. Teil, 7. Halbband, 2. Heft, Stuttgart 1900.

Dr. Frank T. Leusch

LDA · Bau- und Kunstdenkmalspflege
Sternwaldstraße 14
79102 Freiburg/Breisgau

Das Lazarett in Donaueschingen wird zu einem Wohnquartier

Friedrich Jacobs / Petra Wichmann



■ 1 Luftansicht des ehemaligen Militärlazaretts von Donaueschingen. Blick von Südosten, 1997.

Zum Problem der Umnutzung von Militärbauten aus der Zeit des Nationalsozialismus

Durch den Abzug der Alliierten wurden Anfang der 1990er Jahre in der BRD militärische Liegenschaften in großer Zahl frei, haben oft den Besitzer gewechselt und mußten oder müssen neuen Nutzungen zugeführt werden. Der Umgang mit dem zahlenmäßig großen Bestand der während des Nationalsozialismus errichteten Militärbauten war und ist schwierig. Dabei handelt es sich bei diesen nach Baunormen errichteten Anlagen in der Regel um ausgesprochen solide Bausubstanz, deren Gestaltung aus der Tradition des Heimatsstils heraus entwickelt ist und deren besondere Qualität die großzügigen Grünanlagen darstellen.

Die Militärbauten des Nationalsozialismus gehören zu den „ungeliebten Denkmälern“, die aufgrund der im

Lokalen und Regionalen nicht oder nicht genügend aufgearbeiteten deutschen Geschichte mit diffusen negativen Assoziationen verbunden sind. Die einen sparen die Zeit des Nationalsozialismus in ihrer Erinnerung aus, andere fürchten diejenigen Gruppierungen, die sich nur zu gerne erinnern. Kurz, es ist am einfachsten, wenn die unbequemen Geschichtszeugnisse verschwinden. Viele der nicht als Kulturdenkmale eingestuft Gebäude sind zwischenzeitlich abgebrochen oder durch eine moderne Überformung unkenntlich gemacht.

Auf einer anderen Ebene bewirken die hohen Bodenpreise einen großen Veränderungsdruck für diese Baugattung. Die lockere Bebauung zwischen Grünanlagen, Alleen, aber auch (inzwischen oft begrünt) Exerzierplätzen wird als wirtschaftlich nicht tragbar eingestuft. Die Flächen werden insgesamt abgeräumt und dichter überbaut oder nachverdichtet. Dieser Veränderungsdruck lastet tendenziell auch auf den aufgrund ihrer besonde-

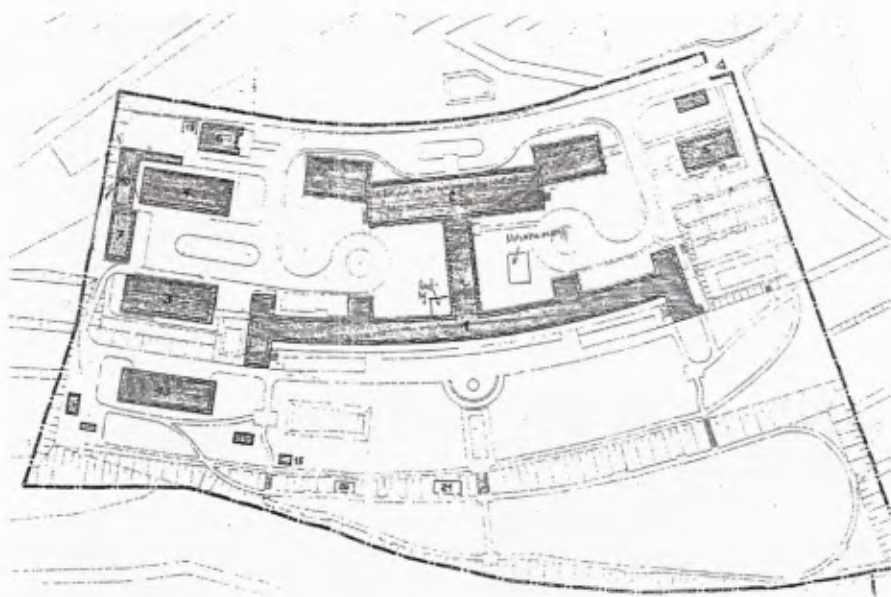
ren Qualitäten als Kulturdenkmale eingestuft Anlagen.

Das Lazarett in Donaueschingen ist ein Beispiel dafür, daß eine denkmalverträgliche Umnutzung, die nicht nur die Bauten, sondern auch die Grünflächen erhält, auch unter wirtschaftlichen Gesichtspunkten möglich ist.

Baugeschichte und Bestand

Das Standortlazarett der Garnisonsstadt Donaueschingen wurde 1935 bis 1938 nach der Planung des Heeresbauamtes Donaueschingen in enger Zusammenarbeit mit dem dann auch mit der Leitung beauftragten Arzt errichtet. Dies geht aus den Berichten des Schwarzwälder Tagblatts anlässlich des Richtfestes am 27. bzw. 28. 8. 36 und des Sonderdrucks dieser Zeitung anlässlich der Einweihung am 26. 2. 38 hervor.

Gebaut wurde ein 200-Betten-Lazarett mit den Abteilungen Chirurgie, Inneres, Haut. Die Ausstattung mit zwei



■ 2 Grundrißskizze der Gesamtanlage aus der französischen Belegungszeit.

Operationsräumen, eigener Röntgenstation, Laboratorien und einer Bäderabteilung scheint über dem Standard anderer, zeitgenössischer Krankenhäuser gelegen zu haben.

Der Standort wurde am Rande des Buchbergplateaus, das gegen das Brigachtal abfällt, so gewählt, daß das Hauptgebäude des Lazarets in süd-exponierter Lage mit weiter Fernsicht über die Stadt Donaueschingen, die Baar und zu den Schwarzwaldbergen errichtet werden konnte. Baulich hat das Lazarett den Umfang einer eigenständigen Siedlung und ist insgesamt durch eine niedere Natursteinmauer mit Pylonen und Lattenzaun umschlossen. Die Gebäude sind auf den ebenen Nordteil des Grundstücks konzentriert, der Südteil des Grundstücks ist als terrasserter Park freigehalten.

Im Zentrum der Anlage steht der über achsensymmetrischem Grundriß aufgebaute, mächtige Komplex des eigentlichen Krankenhauses. Er besteht aus dem langgezogenen Baukörper des Krankenhauses und dem T-förmig an der Rückseite anschließenden Verwaltungs- und Behandlungsbau. Nach Nordosten schließen die in Form eines Dreiseithofes angeordneten Wirtschaftsbauten an, im Südosten steht frei ein Ärztedoppelhaus. Die Erschließung erfolgt von der Nordseite.

Der Krankentempel des Donaueschinger Lazarets ist ein nach Süden ausgerichteter, 220 m langer, dreigeschossiger, mächtiger Baukörper, der der Hangkante folgend, konvex gebogen ist. Im einhüftig ausgelegten Gebäude sind alle Krankenzimmer (für 1 bis 6 Betten) mit hohen Fenstern und Fenstertüren auf die in allen Geschossen

über die ganze Fassade umlaufenden Balkone bzw. im Erdgeschoß auf die Terrasse geöffnet. Der Baukörper endet jeweils in Querbauten, deren Stirnseiten mit Pfeilergestützten Liegehallen geöffnet sind. Eine weitere Pfeiler-Loggia akzentuiert die Mittelachse. Von der Erdgeschoßterrasse führen Treppen und Rampen zu einem halbrund vorspringenden Brunnenplatz mit monolithischer Schale und leiten von dort aus weiter in den Park.

Das Bauvolumen des Behandlungs- und Verwaltungstrakts ist an der Nordseite in drei Flügel (Mittelteil zweigeschossig, Seitenteile eingeschossig) untergliedert, die so gegeneinander versetzt sind, daß dort ein leicht trapezförmiger Vorplatz entsteht. Den

■ 3 Südfassade des Hauptgebäudes mit der Brunnenschale. Zustand bis 1997.





■ 4 Durchfensterung eines Krankenzimmers im Hauptgebäude.

nach Norden gelegenen Haupteingang schützt ein pilastergestütztes Vordach, darüber ein Gruppenfenster (Kapelle) und ein steinerner Adler. Der trapezoidale Vorplatz ist Kernstück der Erschließungsachse, die von dem Eingangstor mit Pförtnerhaus im Nordosten bis zu einem kleinen, tempelartig mit Kolonnade nobilitierten Gebäude führt, das als Point de vue den Abschluß der Blickachse bildet. Es handelt sich um das möglichst weit weg vom Krankentrakt errichtete Leichenhaus.

Die Gebäude sind mit Putzfassaden unter großflächigen Sattel- und Walm-dächern in der aus dem Heimatstil entwickelten, zeittypischen Formensprache gehalten. Wesentliches Gestaltungsmotiv sind harmonische Proportionen. Hauptgliederungselemente sind

die hochrechteckigen Fenster und Fenstertüren in gleichmäßigen Reihungen oder akzentuierenden Gruppierungen. Architektonische Details sind aus Naturstein gearbeitet. Durchgehendes Gestaltungsprinzip ist, daß die sandfarbenen-gelblichen Putzflächen und die Natursteine farblich Ton in Ton aufeinander abgestimmt sind.

Die Gartenanlage folgt neubarocken Gestaltungsprinzipien. Dem Haupttrakt sind achsensymmetrische Wege bzw. in Hausnähe ursprünglich ein kleines Parterre zugeordnet, weiter weg von den Gebäuden geht die Gartenanlage in einen Landschaftsgarten mit Randwegen über.

Die Erforschung von Militärbauten, insbesondere Lazaretten des Nationalsozialismus, steckt noch in den Anfängen. Um die spezifische bauliche Qualität der Donaueschinger Anlage und die funktionalen Standards darzustellen, wäre es notwendig, diesen Gebäudekomplex mit den Bauvorschriften für den Lazarettbau zu vergleichen und den Typus – es handelt sich um einen Terrassenbau – herzu-leiten. Dies führte in unserem Zusammenhang zu weit. Einstweilen bleibt zusammenfassend festzustellen, daß das Donaueschinger Lazarett eine im Sinne der konservativen Heimatstilarchitektur der 30er Jahre hervorragend gestaltete Anlage ist und zwar in Bezug auf die Disponierung in der Landschaft, die räumlichen Beziehungen und Gruppierungen der Baukörper zu einander, die Gestaltung der Architektur in ihrer Proportionierung und Detailgestaltung. Die Anlage ist aber auch funktional durchdacht mit dem Ruhebezirk im Süden, der Anlieferung an der Nordseite, der nutzungsbedingten Belichtung der Räume etc. Das Lazarett hat viele Elemente des



■ 5 Hauptzugang an der Nordseite mit trapezförmigem Vorplatz.

gehobenen Sanatoriumsbaus übernommen. Dies waren gute Voraussetzungen für eine Umnutzung zu Wohnzwecken. P. Wichmann

Konjunkturschub durch Denkmalanierung

Mit einem Gesamtinvestitionsvolumen von 25 Mio. DM werden in mehreren Bauphasen 70 Wohnungen unterschiedlichster Größe erstellt. Ende 1997 haben die ersten 150 Personen den 1. Bauabschnitt bezogen. 1998 werden weitere 31 Wohnungen fertig. Die Veräußerung in Eigentumswohnungen ermöglicht durch ein ausgeklügeltes Förderprogramm unterschiedlicher staatlicher Töpfe weiten Bevölkerungsgruppen Eigentumserwerb an Wohnungen bis zu 170 qm, aber auch kleinsten Wohneinheiten. In einigen Bereichen sind Einkaufsmöglichkeiten, Praxen u.ä. geplant, für die Kinderbetreuung ist gesorgt. Architektonische Accessoires wie eine Hauskapelle oder die große Wasserschale vor der Südfront bleiben erhalten. Trotz dieser städtebaulichen Dimension ist bewußt, sowohl von seiten der Denkmalpflege wie von seiten der Investoren, darauf geachtet worden, daß keine zusätzlichen Treppenhäuser für den ersten Bauabschnitt, den Krankenbau mit 34 großen Wohnungen, benötigt werden. Das bedeutet, daß jedes der alten Treppenhäuser maximal 6-8 Wohnungen bedient. Jede Wohnung hat nur einen direkten Nachbarn, insgesamt eine ruhige Wohnsituation. Die gute Bausubstanz und die damit verbundenen relativ geringen Kosten an der Substanzsanierung, die denkmalpflegerisch verträgliche Reparatur der Fenster und die Wiederverwendung der historischen Balkongitter wie die professionelle Handhabung öffentlicher Fördermöglichkeiten für die Erwerber lassen die Gesamtmaßnahme des 1. Bauabschnittes auch unternehmerisch als Etappenerfolg dastehen.

Hierzu hat sicherlich auch das vorhandene sonnenorientierte Architekturkonzept seinen Beitrag geleistet. Interessant ist noch zu berichten, daß dieses Großprojekt nur angegangen worden ist, weil das Objekt die Denkmaleigenschaft und die damit verbundenen Steuervorteile genießt. Die Denkmalverträglichkeit, d.h. hier speziell die Erhaltung der historischen Architektur, die Ablesbarkeit der historischen Funktion und die Erhaltung der gesamten Anlage als städtebauliche Einheit waren nicht nur den Denkmalschutzbehörden wichtig, sondern auch erklärtes Ziel der Konzeptionsfirma.



Am Hauptgebäude mit einer Gesamtlänge von 220 m konnten die Balkone aus statischen Gründen nicht gehalten werden. Die Balkongitter werden bei der Balkonerneuerung wiederverwendet. Wohnungsteilende und statische Elemente dieser Konstruktion werden eine moderne netzartige Haut vor die Südfassade stellen. Die Planung sieht eine leichte filigrane Ausführung mit möglichst geringem Materialaufwand vor. Zeitgenössische Details sollen sich in Anbauten, Balkonen etc. des 2. Bauabschnittes niederschlagen und prägend für die Lösung der Carport-Frage sein. Die planende Architektengemeinschaft hat die Nutzungsgedanken der Investoren und die o.g. denkmalpflegerischen Vorstellungen nach konstruktiven Diskussionen in eine vorbildhafte Planung integriert. Die Umnutzung der Krankenzimmer zu hochqualifiziertem Wohnraum bei der Einstellung von leichteren Zwischenwänden macht weniger Probleme als die Umnutzung der alten Flure. Im Grundriß und im Raumerlebnis bleibt die Ablesbarkeit der historischen Zugänglichkeiten erhalten. Große Wohnungen gerade in diesem Bereich ermöglichen den Verzicht auf weitere Treppenhäuser. Nebengebäude, wie das alte Ärztehaus, das Leichenhaus und der Küchenbau, werden primär Wohnungen beherbergen; gerade im Küchenhaus bieten sich jedoch auch gewerbliche und wohnverträgliche Nutzungen wegen der Raumstruktur z.B. des Speisesaales mit einer gut erhaltenen Täferung an. Auch die alte Wegeführung im Außenbereich, z.T. noch mit der ursprünglichen Pflasterung, bleibt erhalten und dient auch der

■ 6 Ansicht der heutigen Südfassade des Hauptgebäudes.

Andienung einer Carport-Anlage am westlichen Rande des Areals. Das Wegesystem des Parks und die Außenanlagen mit Kinderspielplatz erhöhen den Wohnwert deutlich.

Damit liegen eine Planung und ein fast fertiggestellter 1. Bauabschnitt vor, der ein Dokument europäischer Militärgeschichte und Donaueschinger Architekturgeschichte bewahrt; eine Planung, die hilft, qualifizierte Unternehmen des Mittelstandes mit sinnvollen Aufträgen zu versorgen und Arbeitsplätze zu erhalten, die hilft, Donaueschingen in seiner Bevölkerungsstruktur zu entwickeln und Gewerbetreibenden Ansiedlungsmöglichkeiten mit ortsnahem Kundstamm anzubieten. F. Jacobs

Wir danken dem Fürstl. Fürstenbergischen Archivar, Herrn Goerlipp, für seine Hilfe sowie Herrn Franz Moch, Hauptmann a.D., aus Donaueschingen, der sein umfangreiches Material zur Verfügung gestellt hat.

Dr. Friedrich Jacobs

LDA · Bau- und Kunstdenkmalpflege
Sternwaldstraße 14
79102 Freiburg/Breisgau

Dr. Petra Wichmann

LDA · Inventarisierung
Sternwaldstraße 14
79102 Freiburg/Breisgau

Die Umwandlung der Konstanzer Jägerkaserne zu einem Studentenquartier

Frank T. Leusch



■ 1 Konstanz, Blick auf die Jägerkaserne.

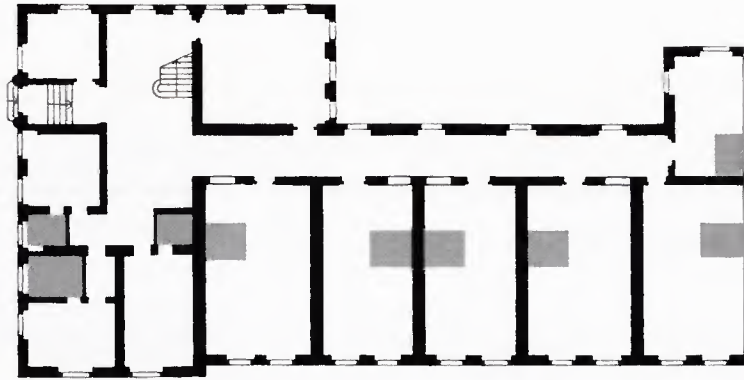
Der Baubeginn der sogenannten Jägerkaserne in Konstanz fiel unmittelbar zusammen mit der kaiserlichen Verordnung vom 31. 7. 1914, die das Reichsgebiet in den Kriegszustand versetzte. Sofort wurde Konstanz von einer unerwartet hohen Zahl von Reservisten und Freiwilligen überschwemmt, die in den vorhandenen Kasernenbauten nicht untergebracht werden konnten. Tausende von Soldaten mußten daher in Privatquartieren Unterkunft finden, und es wundert daher nicht, daß in der kurzen Bauzeit bis 1917 unter der Bauleitung der Karlsruher Architekten G. und F. Betzel die Kasernenanlage für ein Infanteriebataillon trotz der laufenden Kriegsereignisse errichtet wurde.

Die ursprüngliche Kasernenanlage bestand aus neun Gebäuden, zwei Mannschaftshäusern, einem Wirtschaftsgebäude, einem Kammergebäude, einer Exerzierhalle, einem Stall für die Offizierspferde, einem Stabshaus, einem Familienhaus und einem Beamtenhaus. Diese unterschiedlich großen Gebäude wurden nach einem architektonischen Gesamtkonzept um den großflächigen, recht-

eckigen Kasernenhof gruppiert. Die stilistische Gestaltung aller Gebäude ist einheitlich, in feiner Abstufung des gestalterischen Aufwandes sind die kleinen und großen Bauten einander zugeordnet. Über einfache Satteldächer bei den kleinen Gebäuden, Satteldach mit Turmaufsatz bei der Exerzierhalle, Satteldach mit Turm beim Wirtschaftsgebäude, steigert sich der architektonische Aufwand zum Mansarddach bei den beiden großen Mannschaftsgebäuden. Insbesondere in der Anlage der beiden großen Mannschaftsgebäude – in einer Flucht mit dem dazwischen auf Lücke gesetzten Wirtschaftsgebäude mit seinem Turm und dem rechtwinklig dazugesetzten Kammergebäude und Exerzierhalle – läßt sich das Vorbild, das Barockschloß mit detachierten Gebäuden, ablesen. Die Einzelgebäude sind streng symmetrisch ausgebildet, Risalite gliedern insbesondere die großen Baukörper. Umriss und Details der Häuser orientieren sich am frei verwendeten Formenvokabular des Barock. Die neubarocke Formensprache ist in Süddeutschland insbesondere für die Architektur des Wohnungsbaus der Jahre vor dem Er-

sten Weltkrieg charakteristisch; die Stadt Konstanz ist hierfür reich an Beispielen. Auch weisen Siedlungsanlagen vieler Wohnungsbaugesellschaften aus dieser Zeit die am barocken Schloßbau orientierte, symmetrische Zuordnung der Gebäude auf. Der optische Eindruck, daß es sich bei der Jägerkaserne um als Wohnsiedlung „getarnte“ Kasernenanlage handelt, wird durch die Zusage der Militärverwaltung der Stadt Konstanz gegenüber deutlich, die Bauten nicht im üblichen Kasernenstil zu errichten, sondern mehr „villenmäßig“. Verdeutlicht wird diese Auseinandersetzung durch ein Schreiben des See-Bezirksvereines des badischen Architekten- und Ingenieurvereines vom 9. 12. 1913: „Notwendigerweise wird auch durch einen Kasernenbau das umliegende Baugebiet ganz besonders in Mitleidenschaft gezogen. In dieser Beziehung kann man ruhig behaupten, daß der ganze Raithsberg seiner Bestimmung als ruhiges Wohn- und Villenquartier entzogen würde“ Auch die Denkmalschutzkommission der Stadt Konstanz mischt sich in die Diskussion in gleicher Weise ein: „Die am Fuß des Raithsberges vorgesehene

■ 2 Konstanz, ehem. Jägerkaserne, 1. OG.
Plan für Umbau zum Studentenwohnheim.
Dunkel gerastert: die Sanitärebereiche der Apartments. M. 1:400.



Kasernenanlage wird durch ihre äußere Erscheinung im Zusammenhang mit ihrer Lage das vorhandene Landschaftsbild verunstalten.“

Gegenüber der eindeutig militärischen Monumentalarchitektur der Konstanzer Klosterkaserne wird also auf öffentlichen Druck hin bei der Jägerkaserne in dieser Stadt der erste Versuch unternommen, ein Kasernenareal durch die Anordnung der Gebäude und ihre architektonische Ausgestaltung ähnlich wie zivile öffentliche Bauten bzw. Wohnbauten auszubilden. Nicht zuletzt mag dieses „zivile“ Erscheinungsbild ein Grund für die vergleichsweise unproblematische Überführung der Kasernengebäude in intensiv beanspruchte Studentenwohnhäuser gewesen sein.

Nach der Aufgabe der ehemaligen Jägerkaserne durch die französischen Streitkräfte im Jahre 1978 gingen die Gebäude in Privatbesitz über. Im Rahmen eines Bebauungsplanes wurde der ehemalige Kasernenhof für eine Bebauung mit Wohnblöcken für Studentenwohnungen und einem Kindergarten in der Mitte vorgesehen, Exerzierhaus und Kammergebäude wurden einerseits zu einer Sport- und Freizeithalle und andererseits zu einem Jugendhaus kostensparend und substanzschonend umgewidmet. Probleme ergaben sich im wesentlichen nur aus dem vernachlässigten Bauunterhalt, der 1984 zu einer Instandsetzungsverfügung der Stadt Konstanz gegenüber der Bundesvermögensverwaltung führte. So konnten auch bei der Instandsetzung der Mannschaftsgebäude und des Wirtschaftsgebäudes bedauerlicherweise die reich gegliederten, charakteristischen Fenster nicht erhalten werden, dafür gelang es, ohne den Ausbaustandard gegenüber anderen Studentenwohnungen zu senken, alle we-

sentlichen Baudetails einschließlich der Hinweise auf Gebrauchsspuren der ursprünglichen Nutzung zu erhalten. So wurden abgelaufene Terrazzobodenbereiche vor den Türen der ehemaligen Mannschaftsschlafräume durch Vierungsplatten in Marmor „aufgewertet“ oder die abgelaufenen Treppenstufen der Treppenhäuser durch aufgesetzte Stahlbleche ausgeglichen, um nur einige der unkonventionellen Lösungen zu benennen. Aus den einzelnen Mannschaftsschlafräumen wurde jeweils eine Studentenwohnung. Der notwendige Sanitär- und Küchenzeilenblock wurde in Form eines Glasbausteinwürfels, wo immer es möglich war, frei in den Raum vor der Zugangstür, eingestellt. Auf diese Weise konnten kostengünstig und extrem eingriffsarm Infrastrukturstränge eingebracht werden. Das gewählte Prinzip der Eingriffsminimierung wurde so zur Gestaltungs-diktion der Umnutzung.

Die Architektur der zusätzlichen neuen Bebauung auf dem ehemaligen Exerzierplatz wurde ganz bewußt auf Kontrast ausgerichtet, und trotz der starken baulichen Verdichtung ist es gelungen, den Altbestand der ehemaligen Kasernenanlage deutlich wahrnehmbar zu erhalten. Die erhalten gebliebene Kasernenmauer suggeriert weiterhin die Einheitlichkeit der Anlage.

Literatur:

L. Burchardt, D. Schott, W. Trapp: Geschichte der Stadt Konstanz, Bd. 5, Konstanz im 20. Jahrhundert – Die Jahre 1914 bis 1945, Konstanz 1990.

Dr. Frank T. Leusch

LDA · Bau- und Kunstdenkmalpflege
Sternwaldstraße 14
79102 Freiburg/Breisgau

Das ehemalige Festungslazarett in Rastatt wird zentrales Archäologisches Fundarchiv

Karl-Friedrich Ohr



■ 1 Rastatt, Festungslazarett, Westfassade.

Im Jahre 1815 war von den Großmächten in Paris beschlossen worden, u. a. in Rastatt eine Bundesfestung zu errichten, um die Verteidigungslinie der Grenzländer gegen Frankreich zu verstärken. Die Bauarbeiten verzögerten sich lange und begannen schließlich mit dem ersten Spatenstich für die Leopoldfeste am 15. November 1842, dem Namenstag des Großherzogs, nach dem der erste Bauabschnitt benannt wurde. Zu den Versorgungseinrichtungen der Bundesfestung gehörte ein „bombensicherer“ Hospitalbau, der in den Jahren 1848–54 mit dicken Wänden aus Massivmauerwerk und nebeneinandergereihten Tonnengewölben in zwei Stockwerken über dem Keller errichtet wurde. Ein sogenanntes Friedensdach, bestehend aus einem leichten Dachstuhl mit Ziegeleindeckung, sollte im Krisenfall schnell demontiert werden können, um die Aufstellung von Geschützen zu ermöglichen. Der rund 170 m lange und 20 m breite Putzbau weist an beiden Enden kurze Querflügel von ca. 50 m Länge auf, in denen Sonderräume und die Nebentreppenhäuser untergebracht worden sind. Die Haupttreppe liegt neben der Durchfahrt in

der Querachse des Gebäudes mit großen Toren. Außen wird der flächig geschlossene Baukörper von feingliederten Ecklisenen gerahmt und von Segmentbogenfenstern sowie einem durchlaufenden Rundbogenfries unter der Traufe geprägt. Ein dazugehöriges niedriges Waschhaus mit flach geneigtem Satteldach in der unmittelbaren Nachbarschaft ist ebenfalls erhalten.

Nach der Aufhebung der Bundesfestung im Jahre 1890 hat das Festungslazarett weiterhin als Militärhospital der Garnisonstadt, ab 1919 als Versorgungslazarett für Kriegsbeschädigte des 1. Weltkrieges gedient, bis 1922 die Bereitschaftspolizei der jungen badischen Republik das Gebäude übernahm. Ab 1927 folgten eine Geflügelfarm als Mieter und zu Beginn des Dritten Reiches zunächst der Freiwillige Arbeitsdienst als Nutzer. Mit der Einrichtung einer „Verwahranstalt für dauernd anstaltsbedürftige Geisteskranke“ ab 1934 folgte unter der Bezeichnung „Schreck'sche Anstalt“ das dunkelste Kapitel in der Nutzung des Gebäudes. Ab 1940 diente es als Gefangenenlazarett, von 1945 bis 1951 als Durchgangslager für Auslän-

der und sog. DP's, von 1952 bis 1972 als Flüchtlings- und Aussiedlerlager, anschließend als Asylantenheim. Seit 1989 ist hier schließlich eine Landesaufnahmestelle für Um- und Aussiedler als Provisorium eingerichtet, der größte Teil des ausgedehnten Gebäudes steht seither leer.

Bei der Suche nach einem geeigneten Gebäude für die Einrichtung eines zentralen Fundarchivs der Landesarchäologie war man zunächst auf ungenutzte Teile der Bundesfestung Ulm gestoßen, die das Land Baden-Württemberg erst noch hätte erwerben müssen. So war es in mehrfacher Hinsicht ein Glücksfall, daß sich mit dem Festungslazarett in Rastatt ein Gebäude anbot, das sich bereits im Eigentum des Landes befand und für das seit langem eine Nutzung auf Dauer gesucht wurde, dessen eigenartige Anlage und Struktur aber für Wohn-, Büro- oder übliche Gewerbenutzungen ungeeignet ist. Die Untersuchungen der Staatlichen Hochbauverwaltung ergaben schnell, daß das Rastatter Festungslazarett für die Nutzung als archäologisches Fundarchiv durch seine Anlage und schwergewichtige Bauweise geradezu ideale Vorausset-



■ 2 Rückseite des Lazarets mit Südflügel.

■ 3 Einheitsraum im Erdgeschoß nach der Instandsetzung.



zungen bietet, und daß die Kosten neben der Schaffung der notwendigen Einrichtungen der Infrastruktur wie Büroräume, Sanitär- und Labor-einrichtungen einschließlich eines Lastenaufzugs für den größten Teil des Gebäudes auf eine schlichte Instandsetzung beschränkt werden können. Dazu kommt der verkehrsgünstige Standort in Rastatt.

Auch aus der Sicht der Baudenkmalpflege ist die künftige Nutzung des ehemaligen Festungslazarets ein Glücksfall. Die notwendigen Eingriffe in die bauliche Substanz und Anlage des Gebäudes sind – wie zum Beispiel für den Einbau des Aufzugs – gering. Dagegen können originale Ausstattungen wie die Holzfenster und die eisernen Fenstergitter im Erdgeschoß, dazu einzelne Innentüren erhalten und instandgesetzt werden. Die großen Tore, die einer später eingefügten Zwischendecke in der Durchfahrt hatten weichen müssen,

können nach Entfernung der Decke wiederbeschafft werden. Nachdem der erste Bauabschnitt mit der Instandsetzung des Daches, dem Einbau des Lastenaufzugs und der Herichtung der notwendigen Betriebsräume nahezu abgeschlossen ist, läuft seit 1998 der schrittweise Einzug des zentralen Fundarchivs des Archäologischen Landesmuseums. Mit dieser Einrichtung, die bisher an vielen Stellen im Lande verstreut und eher notdürftig untergebracht ist, ließen sich neben einer zentralen Arbeits- und Forschungsstätte der Landesgeschichte künftig auch archäologische Sonderausstellungen denken, die für Rastatt zu einem besonderen Anziehungspunkt der Kulturpflege werden könnten.

Dr. Karl-Friedrich Ohr
LDA · Bau- und Kunstdenkmalpflege
Durmersheimer Straße 55
76185 Karlsruhe

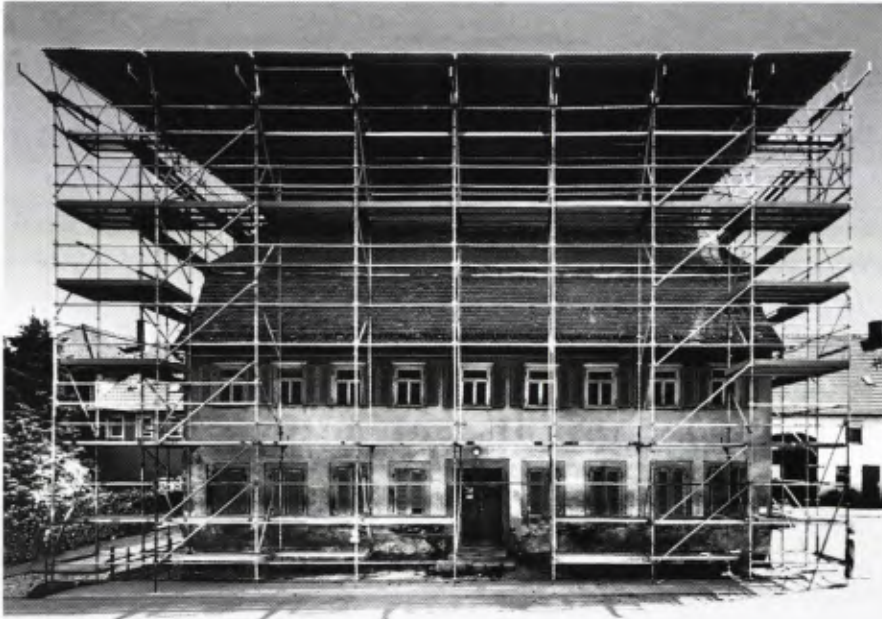
■ 4 Erschließungsflur im Erdgeschoß.



„Steh fest mein Haus im Weltgebrauch“

Zur Ausstellung der Stadt Aalen
und des Landesdenkmalamtes

Jutta Ronke



■ 1 Mögglingen, Schulstraße 3. Altes Schul- und Rathaus mit überkragendem Schutzgerüst während der Maßnahme. Juni 1997.

„Jedes Kulturdenkmal, das heute zugrunde geht, ist für alle Zeit verloren. Was wir jetzt nicht retten, kann nie mehr gerettet werden. Was wir jetzt versäumen, kann keine künftige Generation nachholen“. Die Gültigkeit dieses Resumees des Deutschen Nationalkomitees für Denkmalschutz aus dem Jahre 1985 unterstreicht die Ausstellung, die den Bereich Alltag und Praxis in der Denkmalpflege thematisiert. Bis in den August hinein kann sie in der Rathausgalerie Aalen besichtigt werden.

Unser Denkmalverständnis umfaßt heute die gesamte Bandbreite der materiellen historischen Überlieferungen aller sozialer Schichten. Neben dem einfachen Bestand an historischen Häusern ist mittlerweile auch die Fülle der vor allem heimatgeschichtlich bedeutsamen Zeugnisse ländlicher Kultur, sind die Zeugnisse der Technik- und Industriegeschichte bis hin zu den typischen Bauten der 50er Jahre ins Blickfeld der Denkmalpflege gerückt.

Nach den Erkenntnissen der Denkmalpfleger sind es gerade kleine, un-

scheinbare – oft als Denkmal gar nicht erkannte – Gebäude, die ohne großes Aufsehen von der Bildfläche zu verschwinden drohen, die gewissermaßen als Bodensatz der Geschichte fortgespült werden.

Gemeint sind hier die materiellen Zeugnisse „Kleiner Leute“, die unbestritten einen hohen Geschichtswert besitzen, der sich aus ihrer zeit- und sozialgeschichtlichen Signifikanz ableiten läßt. Sie stehen im Mittelpunkt der Aalener Ausstellung. Demgegenüber scheint die offensichtliche „Denkmalprominenz“, eine begrüßenswerte Folgeerscheinung des Denkmalschutzjahres 1975, heute im wesentlichen in ihrer Existenz ungefährdet, die Öffentlichkeit ist für den Umgang mit ihr sensibilisiert.

Mit der illustrativen Schau alltäglicher Arbeit in der praktischen Baudenkmalpflege soll Verständnis für deren Belange, Fragestellungen und Zielsetzungen geweckt werden. Sie ermöglicht einen „Blick hinter die Kulissen“ der Denkmalpflege und beantwortet Fragen wie: Was will Denkmalpflege? Wie gehen Denkmalpfleger vor? Es

geht um das Bemühen der Denkmalpflege, das nicht auf die Reproduktion verlorener Monumente gerichtet ist, sondern abzielt auf die Erhaltung der bestehenden, vielfältig bedrohten, in der authentischen Substanz ausgewiesenen Denkmale.

Exemplarisch führen Objekte aus Ostwürttemberg Fragen der bedarfsgerechten, denkmaldienlichen Nutzung von Kulturdenkmalen vor. Auf diese Weise können die verschiedenen Interessentengruppen (z. B. Denkmaleigner, historisch Interessierte, Architekten, alle an Instandsetzungsvorgängen beteiligte Handwerker, aber auch Denkmalpfleger) die Gratwanderung zwischen Eingriffsnotwendigkeiten und denkmalpflegerischer Bestandserhaltung nachvollziehen.

Substanzschonender, wirtschaftlicher und denkmaldienlicher Denkmalumgang wird hier anhand behutsamer Restaurierungen von Kulturdenkmälern im Rahmen eines wirtschaftlichen Denkmalumgangs transparent gemacht. Deutlich geht hervor, daß Denkmalpflege das Bewahren der Vergangenheit für die Zukunft bedeu-

tet. Dabei muß Bewahren selbstverständlich Fortentwickeln einbegreifen.

Konzipiert und durchgeführt als Gemeinschaftsprojekt vom Landesdenkmalamt Baden-Württemberg als Fachbehörde und der Stadt Aalen als Kommune, gefördert von der Staatlichen Toto-Lotto GmbH und der Kreissparkasse Ostalb, stellt die Ausstellung die Frage nach dem Denkmalschicksal in Zusammenhang mit Instandsetzung und einer substanz- und denkmalverträglichen Nutzung. Sie will Erhaltungskonzepte der praktischen Denkmalpflege und deren jeweilige Umsetzung nachvollziehbar und publikumswirksam aufzeigen, um auf diese Weise vielfach verbreiteten Vorurteilen und möglichen Fehleinschätzungen gezielt begegnen zu können. Alltägliche Konfliktfälle resultieren nämlich häufig genug aus fehlenden oder falschen Informationen über die Ziele der Denkmalpflege.

Durch diese hier gelieferte Information im Sinne einer von Konservatorensseite geleiteten, intensiven Öffentlichkeitsarbeit soll auch und gerade in Zeiten der spärlicher fließenden öffentlichen Mittel in breiteren Kreisen Verständnis für die Belange der Bau- und Kunstdenkmalpflege sowie die Aufgaben und die Arbeit des Landesdenkmalamtes geweckt und möglichst gestärkt werden.

Die Ausstellung stellt mit zahlreichen Exponaten (besonders eindrucksvoll: eine krummgetretene Holzterrasse, an der die verschiedenen Phasen des Sanierungsvorgangs aufgezeigt werden) und fast 70 Tafeln zu sieben Themenbereichen (Umgang mit historischen Fenstern, Oberflächen etc.) exemplarisch an unterschiedlichen, aus den vorewähnten Denkmalgrup-



pen stammenden Kulturdenkmalen Maßnahmenfälle aus Ostwürttemberg vor. Gleichzeitig werden die vielfältigen Möglichkeiten der fachhandwerklichen und restauratorischen Erhaltungsverfahren für die Substanz des Baudenkmals veranschaulicht. Im Mittelpunkt steht dabei die Frage, wie – und in welchem Umfang – heute dem denkmalpflegerischen Grundanliegen auf Erhaltung des jeweiligen Originals Rechnung getragen werden kann: Für die bei der Instandsetzung eines Kulturdenkmals relevanten Gewerke werden typische Problemfälle und Schadensbefunde aufgezeigt und außerdem substanzschonende Reparaturlösungen vorgestellt, die den verschiedenartigen Baudenkmal-Anforderungen Genüge zu leisten vermögen.

■ 2 Schwäbisch Gründ, Parlerstraße 31. Fabrikantenvilla. Repräsentativer Klinkerbau mit restauriertem zweigeschossigen Fachwerker über der Eingangstür.

Die historischen Gebäude der unmittelbaren Lebenswelt prägen die menschliche Erinnerung, ja Existenz. Sie gehören sozusagen zu unserer persönlichen Landkarte, sind Bestandteile unserer Geschichte, bilden den „Rahmen unserer Existenz“ (Paul Clemen). Manchmal gelangen die Existenz und der Wert eines Denkmals der Öffentlichkeit erst dann zu Bewußtsein, wenn es verschwunden ist – oder wenn seine Zerstörung droht. Bewußt oder unbewußt gelten Denkmale vielen Menschen als unverzichtbare Elemente der eigenen Identität. Identitätsstiftung – ermöglicht angesichts Authentizität und Dauer – kann darum als ureigenstes Charakteristikum eines Denkmals gewertet werden. Die Denkmaleigenschaft basiert eben nicht nur auf z.B. künstlerischer Qualität. Nicht weniger wichtig ist darüber hinaus das, was sich, abweichend z.B. von nachwachsenden Rohstoffen, nicht beliebig wiederherstellen oder reproduzieren läßt: der historische Zeugnischarakter, sozusagen die Patina der Geschichte; das Wissen darum, daß das Vergangene hier nicht nur vorstellbar ist, es hier vielmehr – im Sinne eines Geschehnisses – wirklich stattgefunden hat. In



■ 3 Essingen-Hohenroden. Lauchkling-Schafhaus mit benachbartem Schäferwohnhäus. Augenfällig ist das 48 m lange Dach mit der instandgesetzten historischen Dachdeckung.



■ 4 Schwäbisch Gmünd, Parlerstraße 31. Oberlichtfenster im Erdgeschoß. Spruchband mit mottogebender Inschrift „Steh fest mein Haus im Weltgebras“, darunter Landschaft mit Burg.

diesem Sinne plädoyieren Katalog und Ausstellung regional-exemplarisch in anschaulicher Brillanz für die denkmalpflegerische Arbeit, damit für unsere Kulturdenkmale, letztlich also für die Landesgeschichte.

Erhaltung, Pflege und behutsame Erneuerung von Kulturdenkmalen sind eine hochrangige gesellschafts- und kulturpolitische Aufgabe. Denn, und hier seien die Worte des für den Denkmalschutz zuständigen Ministers Walter Döring bei der Verleihung des Denkmalschutzpreises 1997 als Beleg angeführt, die die eingangs zitierte Nationalkomitee-Passage variieren: „Bei Denkmalschutz und Denkmalpflege zeigen sich die Folgen von aktiver Pflege, aber auch die fatalen Konsequenzen von Vernachlässigung ganz unmittelbar. Eine Fehlentscheidung gilt auf diesem Gebiet für im-

mer. Sie ist nie wiederrufbar oder heilbar.“

Um Entscheidungsprozesse landeseinheitlich fördernd unterstützen zu können, soll die „Aalener Mutter“, ergänzt durch jeweils regionale Instandsetzungsbeispiele, als Wanderausstellung durch ganz Baden-Württemberg geschickt werden.

Daß sich eine breitere Öffentlichkeit den ihr vermittelten Denkmalschutz-Informationen gegenüber durchaus offen und zugänglich zeigt, belegt die Besucherfrequenz in den ersten drei Wochen der Ausstellung.

Dr. Jutta Ronke
LDA · Öffentlichkeitsarbeit
Mörikestraße 12
70178 Stuttgart

„Steh fest mein Haus im Weltgebras“ Denkmalpflege – Konzeption und Umsetzung

Eine Ausstellung des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg und der Stadt Aalen
Bis zum 16. August 1998 verlängert

Rathausgalerie, Marktplatz 30
73430 Aalen

Öffnungszeiten:
Montag bis Freitag 9–17 Uhr,
Samstag 9.30–12 Uhr,
Sonntag 10.30–12 und 14–17 Uhr

Eintritt frei

Informationen:
Touristik-Service Aalen,
Telefon: 0 73 61 / 52 23 59
Telefax: 0 73 61 / 52 19 07



■ 5 Blick in die Ausstellung im Rathaus Aalen.

Die mittelalterliche Synagoge in Miltenberg

Symposium vom 30. April bis 1. Mai 1998 im Alten Rathaus von Miltenberg, veranstaltet vom Museum der Stadt Miltenberg und dem Jüdischen Museum Franken in Fürth.

Die „Wiederentdeckung“ der mittelalterlichen Synagoge von Miltenberg, die zwar immer schon bekannt war, jedoch erst in den letzten Monaten erneut ins Bewußtsein der Öffentlichkeit gerückt ist, war Anlaß für dieses zweitägige Symposium.

Bereits im 13. Jh. ist in dieser Stadt (gegründet 1237) eine jüdische Gemeinde nachgewiesen, die sich um 1300 oder kurz davor eine Synagoge errichtet. Diese wird 1327 erstmals erwähnt. 1429 werden im Zuge eines Prognoms die jüdischen Bürger vertrieben und ihr Gotteshaus konfisziert, welches durch eine Schenkung 1461 an einen Meßpriester gelangt. Erst 1755 gelingt es der wieder in Miltenberg ansässigen Judengemeinde, die Synagoge zurückzukaufen. 1851 wird jedoch ein anderes Gebäude in Miltenberg als provisorisches jüdisches Gotteshaus angekauft, was schließlich 1877 zur Folge hat, daß die „alte“ Synagoge an den Bierbrauer Fridolin Buch verkauft wird. Noch heute ist dieses Gebäude im Besitz der hier ansässigen Brauerei „Kaltes Loch“.

Bauhistorische und restaurative Untersuchungen wurden im Zuge eines Vortrags (Gerd Kieser, Veitshöchheim) und eines Besuchs vor Ort den Symposiumsteilnehmern vorgestellt. Wie zu erwarten, erfuhr das heute dicht umbaute Gebäude im Lauf der Jahrhunderte einige Veränderungen, wobei als gravierendste der Einbau einer Zwischendecke und das Einrichten eines Gärkellers mit den entsprechenden Anlagen im dann entstandenen Untergeschoß gelten dürfen. Um so aufschlußreicher ist der Raum im Obergeschoß, der die ursprüngliche Zweijochigkeit mit je einem fünfstrahligen Gewölbe auf einer Grundfläche von etwa 7 mal 9 Metern er-

kennen läßt. Ein Okkulus, flankiert von je zwei spitzbogigen Fenstern, zierte die beiden Schmalseiten.

Der öffentliche Abendvortrag von Frau Prof. Dr. Hannelore Künzl, Hochschule für Jüdische Studien in Heidelberg, gab einen Einblick in jüdische Kunst und Architektur im mittelalterlichen Deutschland.

Der folgende Tag wurde mit Vorträgen über „Kulturhändler zwischen den Welten. Juden in der mittelalterlichen Gesellschaft Bayerns“ von Prof. Dr. Christoph Daxelmüller, Universität Regensburg, und „In der Juden Schul – die mittelalterliche Synagoge als Gotteshaus, Amtraum und Brennpunkt des sozialen Lebens“ von Frau Mag. Martha Keil vom Institut für die Geschichte der Juden in Österreich, St. Pölten, begonnen. Als wohl erstaunlichstes Ergebnis konnte Prof. Daxelmüller nachweisen, daß die üblich vorherrschende Meinung, daß mit einer jüdischen mittelalterlichen Migration von West (Rheinland) nach Ost (Ostbayern) gerechnet werden muß, nur umgekehrt gelten kann. Ferner muß das üblich vorherrschende Bild des im mittelalterlichen Europa lebenden jüdischen Bürgers, der sich ausschließlich in seinem durch seine Religionszugehörigkeit geprägten kulturellen Umfeld bewegt, revidiert werden. Der Übersetzer des Parsivalliedes aus dem Französischen ins Deutsche war ein Jude!

Neueste Ergebnisse von archäologischen und bauhistorischen Untersuchungen an mittelalterlichen Synagogen folgten im Programm. Frau Dr. Silvia Codreanu-Windauer vom Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege, Regensburg, referierte über die Grabungen in der ehemaligen Synagoge und dem umgebenden jüdischen Viertel am Neupfarrplatz in Regensburg. Bereits im 11. Jh. sind in dieser ostbayerischen Stadt Juden nachgewiesen, die sich innerhalb der Kernstadt noch innerhalb der Mauern des ehemaligen römischen Legionärlagers nahe der ältesten Regensburger Pfarrei ansiedelten. Sowohl die Funda-

Buchbesprechungen

mente der romanischen als auch die der gotischen Synagoge konnten ergraben werden, die umgebenden Keller sprechen anhand ihrer äußerst qualitätvollen Bauweise für eine prosperierende Gemeinde. Dem setzte ein Stadtratsbeschluss 1519 ein Ende, der die Juden zwang, innerhalb weniger Tage ihre Häuser zu verlassen, und einen umgehenden Abbruch der Synagoge zur Folge hatte.

Elmar Altwasser vom Freien Institut für Bauforschung in Marburg an der Lahn stellte die bauhistorischen Untersuchungen an der ehemaligen Synagoge in Erfurt, erbaut wohl um 1280 in prominenter Lage nahe des Fischmarktes, mit reichem Treppengiebel und symmetrisch reich gegliederter Fassade vor.

Grabungen in Marburg konnten am Oberen Markt die mittelalterliche Synagoge nachweisen, deren Lage vorher nicht bekannt war. Die vier (!) Meter hoch erhaltenen Befunde lassen eine Datierung für die erste Phase in das letzte Viertel des 13. Jh. zu; eine Neugestaltung erfolgte wohl nach dem Stadtbrand von 1319. Die Grabungen werden im nächsten Jahr fortgeführt.

Die Nachmittagsvorträge des zweiten Tages beschäftigten sich ausschließlich mit der Nutzung von heute noch erhaltenen Synagogen in Europa. Zunächst hat Dr. Werner Transier vom Historischen Museum der Stadt Speyer über die museale Neugestaltung des mittelalterlichen Judenhofs in Speyer gesprochen. Der „Judenhof“, nahe des Doms, umfaßte im Mittelalter ein wesentlich größeres Areal als das heute so bezeichnete, auf dem sich die Ruinen der Synagoge, der Frauenschule und der vollständig erhaltenen Mikwe aus dem 12. und 13. Jh. erhalten haben. Diese jüdische Einrichtungen behielten 400 Jahre ihre Funktion, bevor das Gelände in den Besitz der Stadt überging. Diese plant heute in mehreren Abschnitten bis 2004 eine Wiederbelebung dieses Areals durch verschiedene Maßnahmen: z. B. Stahl-Glas-Überdachung der Mikwe, Hoffläche für Veranstaltungen unter freiem Himmel, Stahl-Glas-Gerüst als Eingang zu diesem Areal mit Foyer als Ausstellungsraum für jüdische Grabsteine, Bauplastik und Faksimile mit didaktischer Aufbereitung, weiterer Gebäudeankauf für Bibliothek und Seminarräume und zur Unterbringung der jüdischen Kultusgemeinde Speyer. Erklärtes Ziel ist es, die Geschichte der Juden in Speyer und in der Pfalz den Besucher nahezubringen.

Einen historischen Einblick in den Umgang mit jüdischem Kulturgut und die Nutzung verschiedener mittel-

alterlicher noch erhaltener europäischer Synagogen vermittelte Frau Dr. Saskia Rohde von der Universität Hamburg. Einige Synagogen sind bis heute in Funktion (so z. B. die beiden Synagogen in Prag, obwohl sie dem Staatlichen Jüdischen Museum angehörend), die meisten werden jedoch museal genutzt. Hier ist zunächst das rekonstruierte jüdische Gotteshaus in Worms zu nennen, in dem noch manchmal Gottesdienste abgehalten werden, das jedoch keine jüdische Gemeinde mehr beherbergt. Weitere Beispiele aus Spanien (Toledo) und Ungarn (Sopron) rundeten das Bild vom Umgang mit dieser Architektur-gattung ab, wobei die Unterschiede in der Präsentation der Architektur (in Toledo die Synthese von moderner und mittelalterlicher jüdischer Architektur, in Sopron genaue Unterscheidung zwischen originaler und rekonstruierter Substanz) und der musealen Intention (Darstellung einer bestimmten jüdischen Gemeinde oder der Geschichte des Judentums allgemein) hervorgehoben wurden.

In der Schlußdiskussion wurden verschiedene, im Laufe der Tagung angeschnittene Aspekte nochmals diskutiert, wobei den Veranstaltern vor allem Anregungen für die künftige Nutzung der Miltenberger Synagoge wichtig waren. Eine Lösung dieses Problems, das nicht zuletzt an den Besitzverhältnissen liegt, scheint nicht einfach.

Dr. Susanne Arnold

LDA · Archäologische Denkmalpflege
Silberburgstraße 193
70178 Stuttgart

Dieter Hasler, Karl-Heinz Glaser (Hrsg.): Steine, Hitze, Hungerkünstler – Gochsheim und seine Trockenmauern.

64 S., 60 teilweise farbige Abbildungen, 5 Pläne. Ubstadt-Weiher 1997: Verlag Regionalkultur. ISBN 3-929366-62-2.

Aus Anlaß der Renovierung eines wesentlichen Teils von in Trockenbauweise errichteten historischen Kalksteinmauern am Steilhang vor der südlichen Kernstadt von Kraichtal-Gochsheim (Landkreis Karlsruhe) erschien eine beachtenswerte kleine Würdigung.

Worum geht es? Um 1200 war der im Lorscher Kodex 804 erstmals erwähnte Ort von den Grafen von Eberstein auf einen Sporn verlegt worden, der sich unweit der alten Ortslage durch Mäanderbildung des Kraichbachs aus dem Hügelland heraushob. Von stattlichen Mauern umzogen, überragt die Südseite der Stadanlage mit dem Ebersteiner Schloß, einen Prallhang des Baches nutzend, das „Tal“. Nachdem für Verteidigungszwecke weniger bedeutend geworden, kam es wohl kurz vor dem Dreißigjährigen Krieg zu einer gestuften Terrassierung durch die Anlage von Trockenmauern. Anfang des 19. Jahrhunderts privatisiert, wurde auf den Terrassen neben Wein auch Gemüse angebaut. Allmählich zerfielen die Mauern. Regen und Frost, das Wurzelwerk von Gesträuch und kleinen Bäumen, dazu mangelnde Instandhaltung des teilweise inzwischen überwucherten Hanges hatten dem imposanten Terrassenwerk zuletzt schwer zugesetzt.

Durch eine konzertierte Aktion, initiiert durch den jungen Heimat- und Museumsverein, ist es nun möglich geworden, die kulturhistorische und städtebaulich bedeutende Maueranlage in wesentlichen Teilen instandzusetzen. In verschiedenen Teilbereichen waren die Bezirksstelle für Naturschutz und Landschaftspflege, die Stiftung Naturschutzfonds beim Ministerium Ländlicher Raum, das Landesdenkmalamt, die Eigentümer und die Stadt Kraichtal bei der Verwirklichung der Maßnahme beteiligt. Ohne Mörtel, mit einer geringen Hangneigung unter weitgehender Verwendung des vorhandenen Materials als Schwerkermauer errichtet, dabei brauchbare Mauerteile mitbenutzend, ist so in einer beispielhaften Anstrengung eine Kulturpflegeleistung erbracht worden, durch die nicht nur ein Kulturdenkmal gerettet werden konnte.

Gerade das Zusammenspiel der Mauern mit deren typischem Trockenbewuchs, der Nutzung der Terrassen durch Bepflanzung, dazu die sich hier am warmen Südhang ausbildende Fauna ist ein Beispiel für eine umfassend orientierte Pflegemaßnahme, die im eingangs genannten kleinen Werk durch Beiträge aus den verschiedensten Blickwinkeln auch ebenso umfassend gewürdigt wird. Gerahmt von Sagen wird über die Geschichte der Stadt berichtet, der Zustand der Trockenmauern vor der Renovierung, dann die technische Durchführung und das schließliche Resultat – mit vielen Abbildungen – lehrreich gewürdigt. Die Mauer bleibt aber nicht tot, Tiere und Pflanzen beleben sie, die ebenfalls in zahlreichen Fotos dargestellt werden. Und damit die Maßnahme als Teil einer umfassenden Kulturlandschaft verstanden werden kann, schließt die Veröffentlichung mit wertvollen Hinweisen auf Wege, zu heimat- und stadthistorischen Einzelheiten und zur hier anzutreffenden Flora.

Ein lesenswertes Brevier über eine vorbildliche Maßnahme, durch seine Anweisung für das Verfahren dazu beispielgebend für ähnliche Aufgaben andernorts.

Konrad Freyer

**Michael Friedmann, Gernot Kreutz:
Verborgene und vertraute Kleindenkmale in Offenburg.**

Veröffentlichungen des Kulturamtes der Stadt Offenburg, Bd. 19. 240 S., zahlr. Abb., z.T. farbig. Offenburg 1994: Reiff Schwarzwaldverlag.

Die Publikation, herausgegeben vom Stadtarchiv der Stadt Offenburg, vermittelt einen reich und in guter Qualität bebilderten Überblick über die Kleindenkmallandschaft des ganzen Stadtgebiets von Offenburg. Ein aktueller und ein historischer Kartenausschnitt von 1843, eine statistische Auflistung der Objekte entsprechend ihrer Verteilung in den Stadtteilen sowie eine umfangreiche Literaturliste vervollständigen den Band.

Das Buch umfaßt die herkömmlichen Kleindenkmale, wie z.B. historische Grenzsteine, Steinkreuze, religiöse Kleindenkmale (Wegkreuze, Bildstöcke usw.), Erinnerungsmale – um nur die geläufigsten Objektbereiche zu nennen – und es widmet den in der Stadt aufgestellten „Skulpturen und Plastiken“ der letzten dreißig Jahre breiten Raum, ergänzt durch einige Rokokofiguren der höfischen Gartenbaukunst.

Die zahlreichen der Gegenwart angehörenden Kunstwerke auf öffentlichen Plätzen und Straßen dokumentieren eindrucksvoll die Anstrengungen der Stadt, „Individualität und Urbanität“ zurückzugewinnen, wie es im Geleitwort angesprochen und durch ein Projekt „Stadt – Raum – Skulptur“ gezielt unterstützt wird. Auch die umfangreich berücksichtigten Brunnen gehören dazu. Für die Kleindenkmale als historische Zeugnisse der Heimat-, Lokal- oder Regionalgeschichte, die nicht immer so leicht zugänglich sind, soll diese Dokumentation zur Sicherung gegen Zerstörung und Diebstahl beitragen. Die Verfasser wollen mit den kurzen einführenden Beiträgen zu den einzelnen Kapiteln und den informativen Beschreibungen der Einzelobjekte, die jeder Abbildung zugeordnet sind, die frühere Funktion und den historischen Kontext erschließen, um „zu einem bewußteren Umgang mit unserer Vergangenheit“ und „zu einem besseren historischen Verständnis der Gegenwart“ zu verhelfen.

Daß die Begriffsschärfe wohl unvermeidlich ist, liegt in der Bandbreite der einbezogenen Objekte; sie reicht vom Grenzstein über die barocke Pietà in der Kirche bis hin zu den modernen Platzmalen. Die von den Autoren selbst eingeführte Notkategorie der „Übergangsformen“ unterstreicht das eigentlich nur. Das führt dazu, daß die angestrebte Systematik der Kleindenkmale wie auch die Bezeichnung der Objekte (z. B. Hochkreuz anstelle von Wegkreuz, Kleinkapelle, topographische Male) nicht immer einleuchten wollen. Die „Kultsteinmale“, mit denen der Text- und Bildteil eröffnet wird, sind Objekte historischer Spekulation und hätten deutlicher als solche gekennzeichnet werden sollen. Nicht zutreffend ist die Formulierung, daß Totschlagssühnen „ein Vergleich mit der weltlichen Obrigkeit und der Kirche“ (S. 17) gewesen seien. Sie waren ein Vergleich zwischen dem Täter / den Tätern und der Opferfamilie.

Die Publikation ist zweifellos wertvoll als Nachschlagewerk und Dokumentation vor Ort, als Studienmöglichkeit der Entwicklung einzelner Objektbereiche, ihrer Vergleichbarkeit mit benachbarten oder entfernteren Regionen – als zeitlicher Querschnitt nicht zuletzt auch für die umfangreiche Darstellung der Grabmale – und als Augenöffner für historische und moderne „Denkmale“ relativ kleinen Formats, die die Offenburgische Kulturlandschaft wesentlich mitprägen und Heimat ausmachen.

Inge Schöck

Wassertürme in Mannheim.

Ein kunst- und technikgeschichtlicher Führer mit vier Vorschlägen für Radtouren zu den Mannheimer Wassertürmen. Albert Gieseler und Monika Ryll (Bearb.). Kleine Schriften des Stadtarchivs Mannheim Nr. 9 (Hrsg. v. Jörg Schadt) in Zusammenarbeit mit dem Landesmuseum für Technik in Mannheim und der Mannheimer Versorgungs- und Verkehrsgesellschaft mbH, 108 Seiten und 50 Abbildungen, Verlagsbüro v. Brandt, Mannheim 1997. ISBN 3-926260-31-9.

Von den beiden Autoren werden technikgeschichtliche, kulturhistorische und architekturgeschichtliche Aspekte der Mannheimer Wassertürme, die zugleich Zeugnisse der zweiten Blütezeit der Stadt als prosperierendes Industriezentrum sind, erörtert. Bevor in einem reichbebilderten Katalog die 20 aufgefundenen Wassertürme, von denen 6 für die öffentliche Wasserversorgung und 14 für die Industrie und den Verkehr gebaut wurden, ausführlich vorgestellt werden, werden in drei vorgeschalteten Artikeln übergreifende Aspekte angesprochen. Der erst später entdeckte Hochbehälter der Firma ABB konnte nicht mehr berücksichtigt werden.

Unter dem Titel „Die Bedeutung von technischen Kulturdenkmälern“ wird darauf verwiesen, daß seit dem Erscheinen der Buchreihe „Technische Denkmale in der Bundesrepublik“ von Rainer Slotta 1975ff. die Denkmalpflege verstärkt die Inventarisierung und Erhaltung technischer Bauwerke betreibt. Im Gegensatz zu den im großen Maße verlorengegangenen Industrieanlagen in Mannheim ist auf dem Gebiet der Wasserver- und -entsorgung noch ein weites Spektrum erhalten, wobei die Wassertürme quasi die „sichtbare Spitze eines Eisbergs“ darstellen. Sie stehen in ihrer Gesamtheit für die Bedeutung und Entwicklung der Wasserversorgung für die Öffentlichkeit, die Industrie und den Verkehr. Neben ihrer ingenieurtechnischen und architektonischen Bedeutung sind sie wegen ihrer aufragenden Form auch von städtebaulicher, stadtbaugeschichtlicher und symbolischer Bedeutung.

Unter dem Titel „Die kulturhistorische Entwicklung der Wasserversorgung“ wird auf die langandauernde Versorgung Mannheims durch Brunnen und die Entsorgung durch einen Stadtgraben hingewiesen. Im Gegensatz zu anderen Städten mußte Mannheim bis 1888 auf ein öffentliches Wasserversorgungsnetz warten. Ein frühes Beispiel in der unmittelbaren Nach-

barschaft ist das 1771 errichtete Wasserwerk von Nicolas de Pigage zur Versorgung des Schwetzingen Schlosses einschließlich der Parkanlagen. Seit dem Aufbau des Eisenbahnnetzes waren Wasserbehälter zum Auffüllen der Dampflokomotiven notwendig. Sie gehören zu den frühesten Beispielen dieser Spezies. Aus dieser Pionierzeit sind in Mannheim jedoch keine erhalten.

Unter dem Titel „Zur Technik der Wasserspeicherung“ sind vor allem die wichtigsten technischen Aspekte der Wasserhochbehälter (Wassertürme) angesprochen. Das nach dem Prinzip der kommunizierenden Röhren funktionierende System garantiert einen gleichbleibenden Wasserdruck. Der Wasserspeicher gleicht Verbrauchsschwankungen aus. Er dient in Fabrikanlagen vorzugsweise zum Kühlen und zum Feuerlöschen.

Die verschiedenen Behälterformen mit ihren Vor- und Nachteilen werden abgehandelt. Außer den frühen Kastenformen sind es in der Regel zylindrische Behälter. 1. Behälter mit flachem Boden. 2. Hängebodenbehälter. 3. Stützbodenbehälter, eine Kombination von kuppelförmigem Boden mit Kegeling. Er wurde 1883 durch den Aachener Professor für Stahl- und Wasserbau, Otto Intze, eingeführt und nach ihm Intze I und Intze II (Abänderung zugunsten eines größeren Volumens) benannt. 4. Kugelbodenbehälter. Die Halbkugelform mit zylindrischem Oberteil wurde nach dem Hannoveraner Professor Georg Barkhausen benannt, der ihn 1898 erfunden hatte. 5. Eine Abart des Kugelbehälters ist der kugelförmige oder elliptische Behälter, der auch Klönne-Behälter genannt wird, da die Stahlbaufirma Klönne in Dortmund ein Herstellungspatent dafür hatte. 6. Schornsteinbehälter. Die verschiedenen Behälter werden detailliert beschrieben. Nur die wichtigsten Typen werden in einer schematischen Zeichnung dargestellt. Aufgrund der Verweise auf Beispiele im Katalog mit Schnittzeichnungen wird die Beschreibung anschaulich gemacht. Es werden anschließend die verschiedenen Stützkonstruktionen: 1. Mauerwerk, 2. Stahlfachwerk, 3. Stahlbeton erklärt. Kurz wird die Lage innerhalb des Wasser-Leitungssystems angesprochen. Den technischen Zusammenhang zwischen Turm und Wassernetz könnte eine Plandarstellung für den Leser noch anschaulicher machen.

Nach den technischen Erläuterungen folgt der wichtigste Teil des Buches, der Katalog. Die einzelnen Beispiele werden in Text und Bild erläutert. Hier

werden die technische Konstruktion, die architektonische Gestaltung und die Geschichte des Bauwerks behandelt. Eine besondere ausführliche Würdigung erfährt das Wahrzeichen der Stadt Mannheim, der Wasserturm auf dem Friedrichsplatz. Er wurde von 1885–1888 nach Plänen des Stuttgarter Architekten Gustav Halmhuber im neobarockem Stil errichtet. Der seit 1882 mit dem Aufbau der Mannheimer Wasserversorgung beauftragte Wiener Ingenieur Oskar Smreker mußte sich der monumentalen Gestaltung unterordnen. Er ließ sich die hier verwirklichte Konstruktion eines Hängeboden-Behälters mit Auskrümmung patentieren. Es wird vermerkt, daß die Anregungen zur Gestaltung und zum ikonographischen Programm noch nicht völlig erforscht sind. Neben den genannten Einflüssen sollte man unter anderen auch den Straßburger Wasserturm ins Auge fassen, der 1874–79 von den Ingenieuren bzw. Architekten Gruner und Thiem errichtet wurde. Ganz allgemein erinnert der Rundbau an die Würdeform römischer Grabmonumente oder klassizistischer Ruhmeshallen.

Dem Katalog folgt eine Zeittafel zur Mannheimer Wasserversorgung und -speicherung, die nebenbei auch Aussagen zur Mannheimer Industriegeschichte beinhaltet. In den beiden Innenseiten der Buchdeckel sind Karten von Mannheim abgebildet, auf denen vier Radtouren zu den Wassertürmen eingezeichnet sind. Die Routen werden ausführlich beschrieben. Es wäre jedoch aus praktischen Gründen vorzuschlagen diese vier Strecken in einer Freizeitkarte in größerem Maßstab von der Stadt zusätzlich anzubieten. Zum Schluß ist nach den zahlreichen Anmerkungen eine ausführliche Literaturliste in chronologischer Folge angefügt.

Das Buch zu den Mannheimer Wassertürmen zeigt die ganze Bandbreite der Wasserturmtypen. Es schließt im Bereich der Industriearchitektur eine Lücke und spricht sowohl den technik-, architektur- und heimatgeschichtlich Interessierten an.

Mechtild Ohnmacht

Abbildungsnachweis

Aqua Monte, Rottweil: 76 Abb. 6; ArchiNova, Bönningheim: 79, 80; J. Breuer, Stuttgart: 78, 100, 102 Abb. 5, 6; A. Bürk, Rottweil: 57, 58; Business-Park GmbH u. Co., Stuttgart: 104 Abb. 2, 3; Grill, Donaueschingen: 111; R. Hajdu, Stuttgart: 118 oben; P. Kruppa, Aalen: 116, 117, 118 unten; Nething + Partner, Neu Ulm: 81–83; Planungsgesellschaft FAI, Ludwigsburg: 101 Abb. 3, 102 Abb. 4; Staatl. Vermögens- und Hochbauamt Konstanz: 90, 106; 89, 91, 105, 107 (W. Otlinghaus, Bodman-Ludwigs-hafen); Stadt Offenburg: 99 Abb. 2; LDA-Freiburg: 56, 59, 75, 76, Abb. 5, 98, 99 Abb. 3, 109, 110, 113; LDA-Karlsruhe: Titelbild (B. Hausner), 61–73, 84, 85, 92–96, 114, 115; LDA-Stuttgart: 77, 88, 103, 104 Abb. 4, 112.

Veröffentlichungen des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg



Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 1997

Herausgegeben vom Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, dem Archäologischen Landesmuseum, der Gesellschaft für Vor- und Frühgeschichte in Württemberg und Hohenzollern und dem Förderkreis Archäologie in Baden. Zusammengestellt von Jörg Biel. 220 Seiten mit 151 Abbildungen. Preis: 42,- DM. Konrad Theiß Verlag, Stuttgart 1998.

Im Frühsommer ist zum 17. Mal seit 1982 ein stattlicher Band der „Archäologischen Ausgrabungen in Baden-Württemberg“ erschienen. Der Band bringt in 64 Beiträgen eine Zusammenstellung der wichtigsten und umfangreichsten Ausgrabungen und Notbergungen, aber auch Berichte über andere archäologische Ereignisse in Südwestdeutschland. Dieses Jahrbuch hat sich seit 1982 zu einem wichtigen wissenschaftlichen Instrument entwickelt, gibt es doch rasch und schnell Informationen über kleinere Unternehmungen, aber auch über laufende große Ausgrabungen, die oft erst Jahre später ausgewertet und veröffentlicht werden können. Der Band bildet so einen Rechenschaftsbericht der Archäologischen Denkmalpflege. Berichte über die zahlreichen Notgrabungen in den zu allen Zeiten dicht und ständig erschlossenen Altsiedellandschaften und in den heutigen Ballungsräumen Südwestdeutschlands bilden den Hauptanteil jedes Bandes. Schwerpunkte bei Grabungsprojekten und neue naturwissenschaftliche Forschungsmethoden zeigen die Entwicklung in der Landesarchäologie. Über neue Prospektionsmethoden im Dienste der Denkmalpflege wird berichtet. Auch die zeitliche Ausdehnung der Aufgaben der Landesarchäologie bis in die Neuzeit ist dokumentiert. Ausführlich beschrieben werden auch die Aktivitäten des Archäologischen Landesmuseums, u. a. natürlich die große Landesausstellung „Die Alamannen“. Der neueste Band der „Archäologischen Ausgrabungen in Baden-Württemberg“ erscheint in gewandeltem Layout und erstmals mit Farbabbildungen.



„Steh fest mein Haus im Weltgebras“ Denkmalpflege – Konzeption und Umsetzung

Katalog zur Ausstellung Rathausgalerie Aalen 9. Juni bis 9. August 1998. Hrsg. von Klaus Köhner und Joachim Wagenblast.

228 S. mit 428 Farbabbildungen
Preis: 39,- DM (in der Ausstellung);
Ladenpreis: 49,80 DM.
Konrad Theiß Verlag, Stuttgart 1998.

Das Begleitbuch zur gleichnamigen Ausstellung in der Rathausgalerie, einem beispielhaften Gemeinschaftsprojekt zwischen dem Landesdenkmalamt Baden-Württemberg und der Stadt Aalen, also zwischen Fachbehörde und Kommune, dokumentiert dauerhaft den für die Denkmalpflege so wichtigen Dialog mit Öffentlichkeit und Partnerfeld. Veranschaulicht wird die alltägliche Praxis in der Denkmalpflege – damit soll Verständnis für die Belange, die Fragestellungen und die Zielsetzung der Denkmalpflege geweckt werden. Gefördert von der Kreissparkasse Ostalb und Toto-Lotto, ermöglichen Katalog und Ausstellung einen Blick hinter die Kulissen der Denkmalpflege und beantworten Fragen wie: Was will Denkmalpflege und wie arbeiten Denkmalpfleger? An Beispielen aus Ostwürttemberg werden Probleme bedarfsgerechter, denkmaldienlicher Nutzung von Kulturdenkmalen exemplarisch vorgeführt („Konzeption“) und gleichzeitig entsprechende Problemlösungen („Umsetzung“) dargeboten. Anschauliche Beispiele machen die Schwierigkeiten und genauso die Chancen der vernünftigen Bewahrung von Kulturdenkmalen transparent – und geben auch Rechenschaft über das Erreichte ab. Für die verschiedenen Interessentengruppen nachvollziehbar wird dabei die Gratwanderung zwischen Eingriffsnotwendigkeiten und denkmalpflegerischer Bestandserhaltung. Alle hier mit insgesamt 428 überwiegend großformatigen Farbaufnahmen illustrierten behutsamen, denkmaldienlichen Sanierungen wurden im Rahmen eines substanzschonenden und wirtschaftlich-denkmaldienlichen Denkmalumgangs durchgeführt.



Um Ulm herum Untersuchungen zu mittelalterlichen Befestigungsanlagen in Ulm

Von Andrea Bräuning. Mit Beiträgen von Anke Burzler, Hansjörg Küster, Rainer Schreg und Richard Vogt. Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg, Bd. 23. 176 Seiten mit 77 Abbildungen, 23 Tafeln und 3 Beilagen. Preis: 68,- DM. Kommissionsverlag Konrad Theiß Verlag, Stuttgart 1998.

In der Folge großer Sanierungsprojekte wurde die Altstadt Ulm seit 1988 zu einem Grabungsschwerpunkt der Landesarchäologie. Diese Rettungsgrabungen belegen die herausragende Bedeutung Ulms für die mittelalterliche Geschichte des oberdeutschen Raums und begründen den zentralen Stellenwert dieser Stadt innerhalb der Stadtarchäologie in unserem Land. Die zahlreichen Grabungen, die seit 1988 durchgeführt werden mußten, sollen nach und nach in wissenschaftlichen Publikationen vorgelegt werden. Mit dem Band zu den mittelalterlichen Befestigungsanlagen in Ulm legt die Autorin, Leiterin der Ulmer Ausgrabungen, eine erste wissenschaftliche Teilauswertung der bisherigen umfangreichen stadttarchäologischen Forschungen des LDA vor. Der vorliegende Band „Stadtarchäologie in Ulm“ ist den mittelalterlichen Befestigungsanlagen um Pfalz und Stadt Ulm gewidmet, nicht zuletzt, weil bei den Ausgrabungen der letzten Jahrzehnte immer wieder Gräben und Befestigungsreste entdeckt worden sind, die einer Interpretation und Zusammenschau bedurften. Besonders bekannt sind hier die Grabensysteme auf dem Münsterplatz geworden. Unter dem Aspekt Befestigung setzt die Autorin gleich einem „Puzzlespiel“ ältere und jüngere Grabungsbefunde in der Altstadt Ulms zusammen, die Befestigungsmauern und Gräben ans Licht gebracht haben. Einen eigenständigen Teil des Buches bildet die Publikation des kleinen, auf dem Münsterplatz entdeckten alamannischen Gräberfeldes.

Die Dienststellen des Landesdenkmalamtes

Das Landesdenkmalamt ist Landesoberbehörde für Denkmalschutz und Denkmalpflege mit Sitz in Stuttgart; die örtlich zuständigen Referate der Fachabteilungen Bau- und Kunstdenkmalpflege (I) und Archäologische Denkmalpflege (II) sind nach dem Zuständigkeitsbereich der Regierungspräsidien jeweils in Außenstellen zusammengefaßt.

Hauptaufgaben des Landesdenkmalamtes als Fachbehörde sind: Überwachung des Zustandes der Kulturdenkmale; fachkonservatorische Beratung der Denkmalschutzbehörden (Landratsämter; Untere Baurechtsbehörden; Regierungspräsidien; Wirtschaftsministerium), Beteiligung als Träger öffentlicher Belange und Planungsberatung zur Wahrung denkmalpflegerischer Belange insbesondere bei Ortsplanung und Sanierung; Beratung der Eigentümer von Kulturdenkmälern und Betreuung von Instandsetzungsmaßnahmen; Gewährung von Zuschüssen für Erhaltungsmaßnahmen; Bergung von Bodenfunden aus vor- und frühgeschichtlicher Zeit und dem Mittelalter, planmäßige Durchführung und Auswertung von archäologischen Ausgrabungen; wissenschaftliche Erarbeitung der Grundlagen der Denkmalpflege und Erforschung der vorhandenen Kulturdenkmale (Inventarisierung).

Alle Fragen in Sachen der Denkmalpflege und des Zuschußwesens sind entsprechend bei der für den jeweiligen Regierungsbezirk zuständigen Dienststelle des LDA vorzutragen.

Landesdenkmalamt Baden-Württemberg

Amtsleitung, Verwaltung, Fachbereich IuK, Öffentlichkeitsarbeit:
Mörikestraße 12; Technische Dienste, Inventarisierung: Mörikestraße 20
70178 Stuttgart, Telefon (07 11) 16 94-9, Telefax (07 11) 16 94-513

Dienststelle Stuttgart (zuständig für den Regierungsbezirk Stuttgart)

Bau- und Kunstdenkmalpflege

Abteilungsleitung
Mörikestraße 12
70178 Stuttgart
Telefon (07 11) 16 94-9
Telefax (07 11) 16 94-513

Archäologische Denkmalpflege

Abteilungsleitung
Archäologische Zentralbibliothek
Silberburgstraße 193
70178 Stuttgart
Telefon (07 11) 16 94-700
Telefax (07 11) 16 94-707

Restaurierung
Silberburgstraße 123-125
70178 Stuttgart
Telefon (07 11) 6 64 93-15
Telefax (07 11) 6 64 93-41

Unterwasser-/Pfahlbauarchäologie
Fischersteig 9
78343 Gaienhofen-Hemmenhofen
Telefon (07 735) 3001
Telefax (07 735) 16 50

Außenstelle Karlsruhe (zuständig für den Regierungsbezirk Karlsruhe)

Bau- und Kunstdenkmalpflege

Durmshheimer Straße 55
76185 Karlsruhe
Telefon (07 21) 50 083-0
Telefax (07 21) 50 083-100

Archäologische Denkmalpflege

Amalienstraße 36
76133 Karlsruhe
Telefon (07 21) 91 85-4 00
Telefax (07 21) 91 85-4 10

Archäologie des Mittelalters
Durmshheimer Straße 55
76185 Karlsruhe
Telefon (07 21) 50 08-2 05
Telefax (07 21) 50 08-1 00

Außenstelle Freiburg (zuständig für den Regierungsbezirk Freiburg)

Bau- und Kunstdenkmalpflege

Sternwaldstraße 14
79102 Freiburg/Br.
Telefon (07 61) 703 68-0
Telefax (07 61) 703 68-44

Archäologische Denkmalpflege

Marienstraße 10 a
79098 Freiburg/Br.
Telefon (07 61) 2 07 12-0
Telefax (07 61) 2 07 12-11

Archäologie des Mittelalters
Kirchzartener Straße 25
79117 Freiburg/Br.
Telefon (07 61) 6 79 96
Telefax (07 61) 6 79 98

Außenstelle Tübingen (zuständig für den Regierungsbezirk Tübingen)

Bau- und Kunstdenkmalpflege

Gartenstraße 79
72074 Tübingen
Telefon (07 071) 2 00-1
Telefax (07 071) 2 00-26 00

Archäologische Denkmalpflege

Alexanderstraße 48
72070 Tübingen
Telefon (07 071) 9 13-0
Telefax (07 071) 9 13-201